Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 10. Oktober — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität: Zweite Hälfte — Welche Theologie ist volkstümlich? — Was meinen wir mit der Frauenfrage? Zweite Hälfte — Der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission in Posen. Zweite Hälfte — Rückblick auf Hannover — Friedrich Nietzsche: 3. Bonn, Leipzig; 4. Aufsätze — Verschiedenes: Biologie und Christentum — Probenummern! — Anzeigen

Religion innerhalb der Grenzen der Humanität

Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Von Paul Natorp. Freiburg i. Br. und Leipzig, 1894. 1,50 Mk.*)

5

Sobald wir freilich auch nur ein wenig in diese Erwägung eintreten, erhebt sich die alte Frage**) in neuer Form. Und zwar in zwei Absätzen: Erstens, ist ein solcher Stillstand in der religiösen Fortentwicklung denkbar ohne Rückschritt? Ich meine, eine Religion, die den Anspruch erhebt, Weltreligion zu sein, kann nicht eher stillstehn, als bis sie ihr Sittengesetz der ganzen Welt diktirt hat. Natorp wird antworten: ich verhandle nicht über das, was ihr draußen in der Mission thun wollt. Gut, aber das Christentum erhebt ferner den Anspruch, die vollkommene Religion zu sein, und als solche, meine ich, kann sie nicht eher stillstehn, als bis ihr ganzer Inhalt in das Gewissen eingegangen ist; deshalb ist das Christentum über absehbare Zeiten hinaus auch unter uns noch streitender Glaube.

Die Hauptfrage ist aber die zweite: Läßt sich auch nur das Erreichte festhalten oder gar befestigen auf eine andre Art, als es angeeignet wurde? also mit Einziehung der Anker, die das menschliche Gemüt in das Unendliche ausgeworfen hat? d. h. mit Aufgabe der Transzendenzansprüche? Ich würde eine Bejahung dieser Frage für eine vollständige Verkennung des Verhältnisses ansehn müssen, das zwischen Transzendenzreligion und Sittlichkeit, solange beide gesund sind, besteht und von jeher bestanden hat. Der einzelne Wissenschaftler kann die Kraft der Transzendenzvorstellungen für sich vielleicht durch die Notwendigkeit, den Lebensbeweis für seine Theorie zu führen, oder durch andre Surrogate ersetzen. Aber wer irgend Einfalt und urwüchsige Kraft des Gemüts sich von der wissenschaftlichen Reflexion nicht hat fortschwemmen, sondern läutern, bewußt machen lassen, der wird die Transzendenz nicht aufgeben. Er wird sie auch nicht in bloße Bilder psychologischer Vorgänge auflösen.

Weshalb auch? Weil Natorp dekretirt, daß ihr keine Wahrheit zukommt? Oder weil irgend eine Wissenschaft es dekretirt? Ich für meinen Teil habe mich bisher nicht überzeugen können, daß eine Wissenschaft dazu fähig wäre.

Aber Natorp liegt es auch fern, das ohne weiteres zu behaupten. Er führt Gründe an. Den ersten vom Mangel an Gesetzmäßigkeit in der religiösen Objektivirungs- oder Vorstellungsweise haben wir geprüft. Wir fanden ihn nicht stichhaltig. Der zweite Grund gegen das Recht der Transzendenz liegt in folgender Reflexion: Die transzendenten Erkenntnisse, die ihrer Natur nach subjektiv sind, können nicht Gemeinschaftssache sein. Nur was Gemeinschaftssache sein kann, hat Wert. Also haben die transzendenten Sätze keinen Wert. Also auch keine Wahrheit.

*) Die unaufschiebbaren Berichte über kirchliche Versammlungen nötigen uns, diesmal auf eine Eingangsbetrachtung zu verzichten. D H

**) Dürfen wir in der Religion auf das Transzendente verzichten? D H

Aber was bedeutet dieses „können"? Natorp wird sich selbst jedenfalls bewußt sein, daß seine Religion, wenigstens zur Zeit, auch nicht Gemeinschaftssache sein kann, noch weniger als die Transzendenzreligion. Vielleicht antwortet er: Das weiß ich! aber ich rede von der Zukunft. Die Transzendenzreligion kann nicht mehr Gemeinschaftsreligion sein, und meine kann es zur Zeit noch nicht.

Ich will mich nicht so billig trösten, daß ich sage: Wir wollen es abwarten. Sondern ich will fragen: Weshalb stellst du uns dieses Prognostikon? Natorp wird etwa antworten: Was in aller Religion bisher gemeinschaftfördernd war, das war nicht das Transzendente. Vielmehr hat das stets den Streit abgegeben. Wer von der Religion den Frieden der Gemeinschaft will, der soll die Ursache der Streitereien, das Transzendente, fallen lassen. Indessen ich glaube, wenn die Transzendenzreligion Streit giebt, so thut sie es, weil sie eben die Kraft hat, zu ergreifen, zu begeistern und eine Gemeinschaft zu bilden, die für sie eintritt, d. h. streitet. Aber die transzendenzlose Religion, fürchte ich, wird streitlos nur insofern sein, als sie auch kraftlos sein wird. Daß man sich um eine Sache streitet, schließt doch noch lange nicht aus, daß sie Gemeinschaftswert hat. Die gegenteilige Behauptung wäre mir einleuchtender. Alles, was bisher Wert für die Gemeinschaft gewonnen hat, war und ist durch viel Kampf hindurch errungen worden.

Nur freilich, daß man wirklich um die Sache streite! Und hier liegt eine sehr ernste Frage vor, die energisch gestellt zu haben ein Verdienst des Buches ist. Man könnte den Natorpschen Vorwurf etwa so fassen: Weshalb, so sagt er zu den christlichen Konfessionen und Richtungen, führt ihr einen Kampf in den Wolken und nicht auf der Erde? Weshalb führt ihr eure Dogmen in den Kampf gegen einander statt eure sittlichen Kräfte in den Kampf gegen Selbstsucht und selbstsüchtige Ordnungen?

In der Beantwortung dieser Fragen werden wir, glaube ich, gut thun, vor allem zuzugeben, daß wir über dem Kampf um die himmlischen Garanten unsrer Ideale den um ihre Verwirklichung in der Praxis viel zu sehr vernachlässigten. Ich sehe darin ein Zeichen schwachen Glaubens. Denn es ist Schwäche des Glaubens, zu meinen, Gott bedürfe unsers Schutzes mehr als unsers Gehorsams. Der rechte Glaube weiß, daß er seine Ideale und ihre Garanten durch Gehorsam besser schützt als durch Gesetze.

Wenn wir aber weiter fragen: woher kommt diese Schwäche des Glaubens und des Gehorsams? woher kommt dieses Interesse an der Theorie und diese Lauheit gegen ihre Befolgung im Leben? so neige ich meinerseits mich zu der Antwort: sie kommt daher, daß uns die transzendenten Sätze zu sehr Theorie geworden sind und zu wenig subjektive Glaubensüberzeugung. Ueberzeugungen, die aus subjektivem sittlich-religiösen Kampf herausgeboren werden, verwirklicht man. Um Theorien, die wahr sein können, abgesehen von jedem subjektiven Verhalten, streitet

man. Daraus ergiebt sich von selbst, daß ich die Natorpsche Antwort für ungenügend halte. Natorp nämlich schiebt die Schuld auf die Transzendenz an sich. Aber er selbst kann doch auch die Transzendenz nicht los werden. Nur will er sie, damit sie nicht zum Gegenstand des Streites werde, mit dem Bewußtsein bloßer Bildlichkeit ausstatten. Aber dann ist sie wieder überflüssig. Denn eine bewußte Phantasie ist kraftlos. Der Zweck, den er verfolgt, einerseits die Kraft der Glaubensüberzeugungen wirksam zu machen und ihnen andrerseits den Reiz zu nehmen, sich über sie zu streiten, wird besser erreicht dadurch, daß man ihren Wert sowohl als ihre Wahrheit kräftig in ihre Subjektivität setzt, d. h. in ihre Entstehung aus starker sittlicher Ueberzeugung und in ihre Fähigkeit, auf diese Ueberzeugung und ihre praktischen Konsequenzen zurückzuwirken. So gefaßt nenne ich sie, die Glaubensüberzeugungen, „gesund."

An die Stelle der Natorpschen Ablehnung aller Transzendenz hätte dann eine kritische Sichtung der Transzendenzansprüche zu treten, und zwar so, daß alle die Ansprüche fallen müßten, deren einfache und einfältige Herkunft aus starker vorwärtsdringender sittlich-religiöser Ueberzeugung nicht nachweisbar ist.

Natorp hat Recht, wenn er sagt: die Religion ist die subjektivste Form des menschlichen Bewußtseins, und zwar in zweierlei Bedeutung des bedeutungsreichen Wortes „subjektiv." Einmal darin, daß ein freies, gesetzloses und in gewissem Sinne geradezu willkürliches, zufälliges Schaffen in ihr in noch höherm Maße zu Hause ist als selbst in der freien Kunst. Zweitens aber auch darin, daß selbst ihre Objektsetzung allen Wert nur darin hat, daß das einzelne Subjekt mit allen innern Kräften an ihr beteiligt ist. Aehnlich, wie es in geringerm Maße auch schon in der Kunst sich findet. Daher sind die eigentlichen Objekte der Religion mit wenigen Worten genannt. Fülle, Reichtum und Kraft besteht in ihrem Gebiet durchaus nicht in breiter Ausmalung des Objekts, in einem grandiosen Dogmensystem, in blendenden Theorien, die mit Farben der Wissenschaft und der Kunst ausgeführt, wissenschaftähnliche objektive Verbindlichkeit beanspruchen, sondern ihre ganze Kraft besteht in der Intensivität und Bewußtheit, mit der ihre wenigen Objekte ergriffen und als Maßstäbe im Gesamt- sowohl als Einzelleben durchgesetzt werden.

Darin liegt schließlich auch ihre Gemeinschaftsfähigkeit: in ihrer Durchsichtigkeit, Verständlichkeit. In ihrer Ueberzeugungsfähigkeit liegt ihre erobernde, Gemeinschaft bildende und Gemeinschaft bezwingende Gewalt.

Alle Religionsschöpfer kennen nur zwei, drei Glaubenssätze, die Kinder der Entartung bauen aus ihren Bildern reiche Fassaden.

Die Transzendenzansprüche, sagt Natorp, sind aus einer Gemeinschaftssache zu einer Privatsache geworden. Daher der auch in Natorps Sinne falsche Satz: Religion Privatsache. O nein! nicht den Transzendenzansprüchen an sich ist das geschehen! nur den Theorien, die für eine anders denkende, innerlich anders organisirte Menschheit um die zwei, drei wahren Transzendenzsätze herumgebaut worden sind, ist das zugestoßen.

Die Herrschaft der durch Anleihen bei der Wissenschaft ausgebauten und von daher mit dem Schein wissenschaftlicher Objektivität bekleideten falschen Transzendenz, das, was wir Orthodoxie nennen, ist allerdings für immer gebrochen, und dieser Orthodoxie gegenüber gilt die Forderung: Religion Privatsache. Die wahren, sittlich-religiös, „subjektiv" begründeten Transzendenzansprüche haben unter der Orthodoxie geschlafen und mit deren Verfall ihrerseits an Kraft und damit an Gemeinschaftsfähigkeit gewonnen.

Indessen, das ist eine Behauptung, deren Beweis ein Buch erforderte.

6

Gegen alle diese Betrachtungen wird Natorp einen Einwand erheben, den ich abschließend nicht übergehen darf.

Er wird sagen: Alles das berührt dies und jenes, was ich zur Begründung meiner Auffassung von Religion beigebracht habe. Aber meine eigentliche Tendenz ist damit nicht getroffen. Was ihr, die ihr euch zu Vertretern einer fernen Zukunft macht, wertvoll nennt für eine zukünftige Gemeinschaft und zu ihrer Erreichung, welchen Ueberzeugungen ihr Gemeinschaftswert für die Zukunft zuschreibt, das ist mir interessant zu hören, auch halte ich es für wichtig; aber es berührt nicht direkt das Problem, um das es mir eigentlich zu thun ist. Die Frage, die im Mittelpunkt meiner Untersuchungen steht, ist die: Was in der Religion hat einen schon jetzt derart nachweisbaren Wert für die Gemeinschaft, daß man es unter meinethalb auch nur verhältnismäßig allgemeiner Billigung bereits heute als zwangsweisen Lehrstoff einführen könnte, so wie wir gewisse wissenschaftliche Errungenschaften, gewisse sittliche Vorschriften, gewisse ästhetische Urteile schon heute unter verhältnismäßig allgemeiner Billigung lehren?

Und da meine ich, wird Natorp weiter sagen, mögt ihr über Transzendenz im allgemeinen urteilen, wie ihr wollt, aber gerade damit die Transzendenzansprüche wirklich „gesund," d. h. subjektiv bleiben, wäre nötig, sie nicht schulmäßig zu lehren, sondern der innern Entwicklung zu überlassen. Darum als gesetzlich einzuführenden Lehrstoff: „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität."

Auf diese Seite der Frage will ich nicht mehr eingehen. Ihre große Wichtigkeit wird man nicht verkennen wollen. Wen sie interessirt, der lese das Buch von Natorp, besonders das fünfte Kapitel: „Sozialpädagogische Forderungen."

Um die große Besonnenheit zu kennzeichnen, mit der Natorp auch hier vorgeht, will ich zu guterletzt einige Sätze dieses Kapitels herausheben.

Nachdem Natorp an die bestehenden Kirchen die Forderung: Freiheit von jedem Bekenntniszwang gerichtet, und nachdem er die ungeheure Wichtigkeit einer Gemeinschaft auf religiöser Grundlage betont hat, fährt er fort:

> Eine Gemeinschaft dieser Art . . . halte ich für wertvoll genug, um, wo auch nur ein Ansatz zu ihrer Verwirklichung gegeben ist, selbst mit Opfern daran festzuhalten. Natürlich die Aufrichtigkeit darf nicht zum Opfer gebracht werden; doch ich sehe nicht, daß sie allein dadurch Schaden litte, daß ich mit den dogmatischen Fomulirungen, so wie sie von den offiziellen Organen der gegebnen Kirche zur gegebnen Zeit vertreten und ausgelegt werden, nicht mehr übereinstimmen kann. Das ist an sich kein Grund, der den Austritt aus der Gemeinschaft rechtfertigte, so wenig wie eine politische Ueberzeugung, die mit den bestehenden Gesetzen und Rechten, selbst mit der Grundverfassung des Staates, dem ich durch meine Geburt angehöre, in Widerspruch tritt, mich nötigt oder auch nur berechtigt, aus diesem, folgerecht vielleicht aus jedem heute existirenden Staat auszutreten und also von einer organisirten menschlichen Gemeinschaft mich überhaupt zu scheiden. . . . Einheit der Ueberzeugung „sollte sein" und ist „zu suchen"; man kann aber dahin gelangen nur auf dem Boden einer bestehenden Gemeinschaft, nicht vor oder außer ihr.

Ein solcher Satz von solcher Nüchternheit ist — auch vom Gesichtspunkt moderner darwinisch beeinflußter Wissenschaft aus, und gerade von ihm aus — wertvoller als ein halbes hundert Seiten voll Häckelscher Tiraden. **Bonus**

Welche Theologie ist volkstümlich?

1

Ueber die Krisis in Theologie und Kirche hat **Stöcker** in einer Reihe Artikel der Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung,*) die die Ueberschrift „Staat und Kirche" tragen, gehandelt. Darauf hat **Beyschlag****) eingehend erwidert. Seine feine und überzeugende Verteidigung der Freiheit der Universitätstheologie haben wir ihm um so mehr zu danken, als er und seine Theologie nicht eigentlich die Angegriffnen sind. Das Objekt der Hin- und Widerrede sind vielmehr, wenn auch nicht ausdrücklich genannt, „Wir," wir Jüngern, Modernen, Freunde der Christlichen Welt oder wie man uns sonst nennen will. Das ist schon an sich Grund genug für die Christliche Welt, auch von sich aus zu Stöckers Darlegungen Stellung zu nehmen. Und diesen Anlaß verstärkt noch die Beobachtung, wie ähnlich seine Beurteilung der kirchlichen Lage der Gegenwart der unsrigen ist. Seine Klagen über die Einflußlosigkeit der Kirche auf das Volks-

*) Nr. 27 bis Nr. 33.
**) Deutsch-Evangelische Blätter, Heft 9 vom 6. September.

:ben sind uns aus der Seele geschrieben. Sein Notschrei über ie Fesseln, die dem Pfarrer eine selbständige soziale Thätigkeit nmöglich machen, findet vielleicht bei niemand in der Kirche soviel ympathisches Verständnis wie bei uns. Seine Kritik an der rchlichen Büreaukratie und dem ideenlosen Opportunismus der Kirchenleitung müssen wir leider vielfach unterschreiben, obwohl ir uns Zweifel erlauben, ob Stöckers kirchenpolitisches Ideal iese Uebel auszurotten vermöchte. Und seine freimütige Opposition gegen den Summepiskopat ist wenigstens für uns nicht o undiskutabel, wie für viele, die Stöcker zu seinen Parteigenossen zählt. So viel sachliche Berührungspunkte, und daneben un doch die Betonung eines so schroffen und geraden Gegensatzes!

Was bringt denn Stöcker vor gegen unsern Anspruch, mit der ritischen Theologie der Kirche der Gegenwart dienen zu dürfen? Wir können verstehen, daß Männer, denen „die reine Lehre“ lles ist, die feststehen in den Formeln der lutherischen Orthodoxie (und deren giebt es unter den Pastoren immer noch nehr, als man denkt), oder andre, denen die Religion im Pietismus aufgeht, mit sittlichem Pathos uns aus der Kirche herausweisen. Aber hier ist ja beides nicht vorhanden. Stöcker warnt or der Ueberschätzung der reinen Lehre, vor der Verwechslung on Unglauben und falscher Theologie. Er kann und will die Kritik nicht entbehren, geschweige denn verbieten:

Wir müssen die Schrift gelten lassen, wie sie ist, nicht wie wir sie aben wollen. Ein Trieb nach voller und immer völligerer Erkenntnis nd Wahrheit ist der evangelischen Kirche eingeboren; sie würde sterben, venn man ihr diese Anlage, gleichsam ihr Herz, ausschnitte, und es väre eine schlechte Kirche, die sich vor der theologischen Wahrheit fürchtet.

Ja Stöcker selbst fühlt, daß er nicht mehr ganz mit der lten Orthodoxie übereinstimmt:

Wir sind der Gemeinde das offne Bekenntnis schuldig, daß die lte Vorstellung von der heiligen Schrift ... unhaltbar und von fast llen orthodoxen Theologen aufgegeben ist.

Zu solchen Zugeständnissen sieht sich selbst ein Stöcker gezwungen! Aber um so merkwürdiger ist nun, daß er trotzdem sich nicht damit zufrieden giebt, der Erforschung der Wahrheit ihren Lauf zu lassen und nur darauf zu sehen, daß dies Werk von aufrichtigen und frommen Männern getrieben wird, sondern der Wissenschaft für ihre Ergebnisse doch sehr enge Grenzen stecken will und auf der Forderung besteht, „die Universitätstheologie solle den Nachwuchs für das Pfarramt in Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis erziehen,“ solle ausschließlich „den reformatorischen Glauben in seiner Wahrheit begründen.“ Wer deshalb in einen Widerspruch mit dem Bekenntnis gerät, wer die „unzweifelhafte Ueberzeugung aussprechen zu müssen meint“ (man spürt in diesem Ausdruck das Streben nach möglichster Schonung und Milde), daß n den uralten Glaubenssätzen Mythologie stecke — der „möge ein großer Gelehrter sein und bleiben, aber er könne unmöglich ein Bildner und Erzieher der theologischen Jugend sein.“ Also einerseits das Zugeständnis: die evangelische Kirche braucht eine freie Wissenschaft, und andrerseits die Einschränkung: die evangelische Kirche kann nur eine Wissenschaft vertragen, die sich in den Schranken der „Bekenntnisse“ hält.

Ich glaube, es ist leicht, den Grund dieses Widerspruchs zu erkennen. Seine Abneigung gegen eine ganz freie Theologie und sein Beharren auf der bekenntnismäßigen Lehre hängt aufs engste mit seinem Drängen auf **Volkstümlichkeit** der Kirche zusammen. Er hat ähnliche Gedanken schon ausführlicher in seinem Vortrage auf der landeskirchlichen Versammlung ausgesprochen, und in seinen jetzt vorliegenden Aufsätzen klingen sie deutlich wieder. Irre ich nicht, so stellt diese Forderung der Volkstümlichkeit nicht einen vorübergehenden geistreichen Einfall Stöckers dar, sondern wir fassen darin an die Wurzel dieser merkwürdig kompliziрten Persönlichkeit.

Man konstatirt, obwohl man drei Viertel der Bibel streicht, immer noch absolute Wahrheit, läßt Christus von Joseph und Maria geboren sein und will ihn dennoch zum Gott machen. Solche Wege aber können vielleicht philosophisch gebildete Geister, theologisch kritische Köpfe gehen, die den Glauben nicht gänzlich verwüsten wollen; aber das christliche Volk macht solche Kunststücke nicht mit. ... Der von des Gedankens Bläſſe angekränkelte mittelparteiliche Standpunkt ist unpopulär.... Was sollen wir mit einer abstrakten Offenbarung machen? ... Es ist unbegreiflich, wie man immer nur an die wenigen Prozente Gebildeter denken kann. ... Die Theologie muß die Offenbarung als volkstümliche Kundgebung Gottes an die ganze Menschheit ansehen lernen. ... Wenn ich mir einen modernen Theologen vorstelle, wie er alles andre vergißt, die Propheten, die Apostel, und nur Jesum vor sich hat und sich in ihn versenkt und dann sagt, daß er von diesem Bilde überwältigt sei, und jeder Christ solle aus dieser persönlichen Erfahrung heraus zu seinem Glauben kommen ..., das mag wohl für einzelne Virtuosen des Glaubens der Weg sein, aber nicht für alles Volk, nicht für alle Welt.

Man sieht, Stöcker macht der modernen Theologie den Vorwurf, sie sei zu abstrakt, zu wenig faßbar und massiv und deshalb nicht verständlich für den gemeinen Mann. In derselben Linie bewegen sich Ausführungen wie die, daß die moderne Theologie die **Fundamente der Kirche** umstürze. Denn das Bekenntnis soll das unentbehrliche Gemeinschaftsband der Kirche sein. Ohne ein solches festes Bekenntnis keine starke, propagandafähige Kirche. Von hier aus hat nun Stöcker selbst eine sehr beachtenswerte Konsequenz gegen die Orthodoxie gezogen. Er klagt nicht nur über die Orthodoxen, die nichts thun, aus dem scharfen Licht der Orthodoxie das Feuer der Lebenswärme strömen zu lassen. Sondern er unterscheidet sogar selbst zwischen orthodoxer Dogmatik und Christusglauben:

Wenn wir bekenntnismäßige Lehre fordern, so geschieht das nicht im Sinne strenger Dogmatik, sondern des schlichten Katechismusglaubens.

Man denke nach, wie weittragend dieser Satz ist, was damit alles preisgegeben wird! Denn im Katechismus ist weder die Lehre von den zwei Naturen noch von Christi Aemtern und Ständen, weder die Satisfaktionstheorie noch der Inspirationsbegriff enthalten. Aber von Stöckers Standpunkt ist das wohl wirklich nicht Uebereilung. Denn das alles ist Theologie, Dogmatik, daher unpopulär und unnütz.

Was sollen wir nun dazu sagen? Offenbar ist dem gegenüber wenig mit dem Nachweis gethan, daß unsre Theologie ein Versuch ist, die eigentlich reformatorischen Gedanken Luthers auch auf dem theologischen Gebiete zur Geltung zu bringen. Auch was Beyschlag ihm so überzeugend entgegenhält, daß Stöckers Angriffe und Besserungsvorschläge die theologische Wissenschaft tötlich treffen und damit die geistige Höhenlage des ganzen Pfarrerstandes herabdrücken müssen, wird auf Stöcker schwerlich Eindruck machen. Denn er wird eine solche Vergröberung kaum für ein großes Unglück, jedenfalls für ein geringeres als die übermäßige Verfeinerung der Kirchenlehre halten. Ihm gegenüber kommt nach meiner Empfindung alles auf die zwei Fragen an: **Kann ein moderner Theologe volkstümlich wirken? Und: ist der volkstümliche Glaube wirklich der Katechismusglaube?**

2

Um mit der letzten Frage zu beginnen, so ist von vornherein festzustellen, daß sie sich nur sehr schwer beantworten läßt. Was heißt denn volkstümlicher Glaube? In manchen Gegenden Deutschlands glaubt das Volk noch, daß bei Krankenkommunionen in dem Weinrest des Kelchs zu lesen sei, ob der Kranke sterben werde oder nicht. Anderswo, daß aus dem ungleichmäßigen Brennen der Altarlichter ein Schluß auf die längere oder kürzere Lebensdauer der davor getrauten Eheleute zu ziehen sei. Wie mythologisch ausgestaltet der Teufelsglaube vielfach ist, will ich nur andeuten. Gehört das nun alles mit zum volkstümlichen Glauben? Soll dies die Instanz sein, nach der sich die Verkündigung des Wortes Gottes zu richten hat, so behüte uns Gott, daß wir nicht in den massivsten Aberglauben zurücksinken. Und doch ist eine Polemik gegen derartige Vorstellungen im höchsten Grade „unvolkstümlich.“ Indessen das sind Auswüchse — wird man sagen. Nun gut, aber wird ihnen nicht Vorschub geleistet, wenn man, wie Stöcker thut, Engel und Wunder als ein schlechthin unentbehrliches Moment der Offenbarung hinstellt? Und von diesen höchst charakteristischen Kennzeichen abgesehen, ist das, was etwa die Bauern in Not und Sünde tröstet, wirklich der Katechismusglaube? Muß man nicht vielmehr oft verzweifeln, wie entsetzlich katholisch die Frömmigkeit unsers Volkes noch ist, — Gehorsam aber kein Vertrauen und ein gut Teil Werkgerechtigkeit und Gesetzesfurcht? Auch in ihren edlern Erscheinungen ist die Volksfrömmigkeit viel mehr Gesangbuchglaube als Katechismusglaube. Und getrost möchte ich behaupten, daß die Menschen aus dem Volk, die den eigentlichen Zweck des

Katechismus, ein Familienbuch zu sein, noch verstehen und ihn darnach brauchen, zu zählen sind. Ja die bloße Kenntnis des Katechismus verschwindet meist schon wenige Jahre nach dem Verlassen der Schule. Wie steht es aber mit dem schlichten Laienglauben in den höhern Ständen? Kann man dort von Katechismusglauben reden? Ich finde im Gegenteil, daß selbst bei solchen Männern, deren Frömmigkeit unantastbar dasteht und auch von allen anerkannt wird, sowie dann hinterlassene Aufzeichnungen, Briefe und Biographien uns einen Blick in ihr inneres Leben gestatten, gewöhnlich nichts andres herauskommt als ein ehrlicher und starker Rationalismus. Der Rationalismus ist der populäre Glaube. Das Vertrauen auf Gott, gestützt auf die wunderbare Ordnung der Natur oder auf den Lauf der Menschheitsgeschichte, vielfach auch durch gar nichts gestützt als durch Gewohnheit, Pietät, Herkommen, weil dazu kein Bedürfnis vorhanden, indem die Anfechtung des Zweifels oder der Sünde nie eigentlich erlebt ist. Zschokkes Stunden der Andacht sind noch immer ein außerordentlich wirksames Buch, und Gellerts Lieder sind in weiten Kreisen die erklärten religiösen Lieblingslieder. Man kann diese Herrschaft des Rationalismus, der bewußt nur in kleinen, bald pietistisch, bald — und das greift um sich — englisch-methodistisch gefärbten Kreisen abgelehnt wird, vielleicht am allerdeutlichsten aus dem Erfolge erkennen, den kirchenfeindliche Bewegungen in der Gegenwart gehabt haben. Ein Mann wie Egidy ist nur auf diesem Hintergrunde zu verstehen. Was aber kann diesem geltenden Rationalismus schroffer entgegengesetzt sein, als der Glaube des Lutherschen Katechismus, der seinen Ursprung beschreibt: Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben kann . . ., und dem alles, Gottes Vatername und der Besitz des Geistes, Sündenvergebung und ewiges Leben nun doch an diesen, nur durch ein Wunder zustande gekommnen Christusglauben geknüpft ist? Nach unserm Dafürhalten ist dieser Lutherglaube heute so unpopulär wie möglich.

Aber, wird Stöcker dann fortfahren, er soll wieder populär werden. Und damit wären wir am Ende einig. Denn das ist ja auch unser sehnlicher Wunsch, unsre Arbeit und unser Gebet, daß dieser männliche, gottinnige, weltfreudige Glaube, wie er im Katechismus sich einen unübertrefflichen Ausdruck gegeben hat, unsre Gemeinden und unser Volk immer tiefer durchdringe. Auch wir wissen für Theologie und Amt keinen höhern Dienst, als dazu zu helfen. Es liegt uns gar nichts daran, daß die Leute nicht glauben, Jesus sei von der Jungfrau Maria geboren; es liegt uns vielmehr einzig und allein daran, daß sie glauben, Jesus sei ihr Heiland und bleibe es, ob natürlich erzeugt oder wunderbar, ob leibhaftig in die Wolken erhoben oder verklärt zum Vater erhöht. Und darin zeigt sich nun allerdings die wirkliche Differenz zwischen Stöcker und uns: Wir meinen, daß der Glaube an Christus nicht an einzelne Thatsachen dieses einzigartigen Lebens anknüpfe, sondern an seine Person, an die Hoheit seiner Gesinnung, an das Wunder seines innern Lebens. Daß wir notwendig gar nichts brauchen, als was die Evangelien uns von seinen Worten und Thaten mitteilen, weil ohne dies auch die Berichte der höchsten Wunder, die über ihm und mit ihm geschehen sind, stumme, wirkungslose Bilder wären, und dadurch allein Gottes Gnade genügend erklärt und verbürgt wird. Wir verachten keine Wirkung, die von diesem Jesus ausgegangen ist, und deshalb auch die Wundererzählungen nicht, die uns etwa nicht historisch thatsächlich zu sein scheinen. Die Meinungen, wie weit sie das sind, sind bekanntlich auch unter uns sehr geteilt; aber wir denken, daß der Glaube unter allen Umständen, er teile nun diese Zweifel oder nicht, durch alle die Einzelheiten von und über Jesus zu ihm selbst durchdringen muß, weil er da allein den Grund findet, der seinen Anker ewig hält. Und weiter meinen wir, daß dieser Glaube an eine Heilandsperson, nicht an Heilsthatsachen der Glaube Luthers und der Glaube des Katechismus ist, ja daß dies den eigentlichen Fortschritt der Lutherschen Erklärung über das Apostolikum hinaus ausmacht, daß darin der Glaube als die lebendige Beziehung von Person zu Person nicht als passives Angekettetsein an Geschehnisse oder Sachen zum Ausdruck kommt.

3

Damit wären wir schon bei der zweiten der oben Stöcker entgegengehaltnen Fragen. Kann die moderne Theologie volkstümlich wirken? Genauer gesagt: Sind wir imstande, den Glauben Luthers in uns selbst zu bewähren und in den Gemeinden zu wecken, indem wir ihn nicht auf einzelne Thatsachen der heiligen Geschichte gründen, ja deren eine oder die andre sogar fallen lassen, sondern auf die Persönlichkeit Jesu von Nazareth? Oder ist der Vorwurf berechtigt, daß diese Begründung für die große Menge zu dürftig ist, wir also darauf verzichten müßten, dieser mit unsrer Theologie zu dienen?

Es ist mancherlei vorhanden, was diesem Vorwurf Recht zu geben scheint. Selten habe ich einen Artikel der Christlichen Welt mit solchem innern Widerspruch gelesen, wie die Neujahrsbetrachtung 1894: „Das Apostelkonzil und die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart, eine Parallele,“ geschrieben mitten in dem Toben des Apostolikumstreites und durch die Zeitlage allerdings entschuldigt. Da wurde ausgeführt, was uns not thue, sei eine Arbeitsteilung: die moderne Theologie für die Modernen, die alte für die altmodischen Menschen. Wir haben diesen Klang seitdem noch öfter gehört. Auch Professor Johannes Weiß orientirt in seinem Büchlein über „Die Nachfolge Jesu und die Predigt der Gegenwart“ die Verkündigung des Evangeliums an den Stimmungen und Gedankengängen der von der Kirche entfremdeten Kreise. Er stellt ausdrücklich die Aufgabe der Kirche in den Vordergrund, die zu gewinnen, die ihr fremd sind. „Brauchen wir heute nicht vor allem Missionspredigt?“

Ich habe den Eindruck, als ob diese Auffassung der modernen Theologie geradezu ein Verdammungsurteil über sie wäre. Denn niemandem, der die Bedürfnisse unsrer Gemeinden nicht nur aus der Litteratur, sondern aus der Seelsorge kennt, kann verborgen sein, daß diese sogenannten modernen Menschen nur einen verschwindenden Bruchteil bilden. Weißens Buch ist ausschließlich aus seinen Beobachtungen in Gelehrtenkreisen und aus seiner Lektüre der sozialdemokratischen Litteratur heraus geschrieben. Würde er unsre Durchschnittsgemeinden kennen, so würde er Goethe- und Wagnerkultus, Ethische Kultur und Individualismus kaum anders denn als vergängliche Blasen auf dem Meere des Volkslebens betrachten. In der großen Masse der Gemeinden ist alles dies ebenso wie die intellektualistischen Zweifel an Schrift und Bekenntnis nicht das eigentlich Bewegende. Wäre also die moderne Theologie wirklich nur für solche zweifelnde modernen Menschen, — so könnte meines Erachtens ein Pfarrer, der seiner Gemeinde dienen will, nichts Besseres thun, als sich von ihr loslösen und nach einer Art der Verkündigung umsehen, die die befriedigt, die thatsächlich in der Kirche sind. Gott sei Dank ist diese Anschauung aber falsch. Die moderne Theologie braucht durchaus nicht darauf zu verzichten, auch den Altgläubigen das Brot des Lebens zu reichen. Denn sie will ja nichts andres, als ihre Jünger zur rechten Verkündigung des Evangeliums befähigen. Das Evangelium ist dasselbe für Alte wie für Moderne. Und wenn es aus persönlichem Glauben gepredigt wird, muß es — das ist unser Glaube — auch Glauben wecken und erhalten. Das Recht der modernen Theologie liegt also nicht darin, daß sie bestimmten in der Zeit liegenden Zweifeln mehr Verständnis entgegenbringt, sondern in dem Anspruch, absolut angesehen, eine reinere, vollere Erfassung des Evangeliums zu ermöglichen, als es Orthodoxie und Pietismus vermochten. Daher auch allen Gemeindegliedern eine bessere Verkündigung zu bieten als diese. Dieser Anspruch mag unsern lieben Alten als eine Anmaßung erscheinen, aber sie werden uns gewiß zugeben, daß ein Pfarrer, der eine ihn in seinem Amt hemmende Theologie pflegen wollte, ein schlechter Pfarrer wäre. Wir dürfen geradezu nur dann Jünger der modernen Theologie sein, wenn sie sich uns in unserm Amte als geeignet bewährt, Leben aus Gott zu wecken und zu erhalten. In trüben Stunden des Kampfes kann einem wohl der Gedanke kommen, ob eine solche schiedlich-friedliche Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, wie sie sich in der Schweiz herausgebildet hat, nicht auch für uns das einzig Mögliche ist. Aber wenn wir wirklich der Ueberzeugung sind, daß unsre Auffassung des Evangeliums die reformatorische ist, so dürfen wir die Auf-

gabe und die Hoffnung nicht fahren lassen, daß die ganze Kirche sich allmählich ihr erschließt.

4

Oder liegt wirklich in der modernen Theologie — damit kehren wir zu Stöcker zurück — ein sachliches Hindernis, die kirchliche Theologie zu werden? Ist ihre Art, das Evangelium zu verkündigen, so geschraubt, so künstlich, ich möchte sagen: so ätherisch, daß sie auf Volkstümlichkeit verzichten müßte? Ich finde, dieser Vorwurf klingt sonderbar einer Theologie gegenüber, an der sonst so oft getadelt wird, daß sie zu elementar oder gar zu ebjonitisch und rationalistisch sei. Die spekulative Theologie Franks oder Dorners oder die eigentlich liberale Theologie der ältern Zeit — die ist abstrakt, systematisch, schwer verständlich. Aber die unsre mit ihrer Abneigung gegen alle metaphysische Spekulation, mit ihrer nachdrücklichen Betonung des historischen Jesus im Gegensatz zu allen unpersönlichen Logosgedanken, mit ihrer pragmatischen Geschichtsbetrachtung im Gegensatz zu allen Konstruktionen, mit ihrer Eliminirung des intellektualistischen Elements aus dem Glaubensvorgang im Gegensatz zu allen Versuchen, πίστις zu γνῶσις*) zu erheben, mit ihrem Streben nach Weltbeherrschung im Gegensatz zum Konventikelchristentum — verdient doch schwerlich jene Nachrede. Sachlich ist also kein Grund vorhanden, der modernen Theologie die Möglichkeit einer umfassenden Wirksamkeit auf das ganze Volk abzusprechen.

Aber spräche vielleicht der Erfolg gegen uns? Stöcker scheint so zu meinen. Er hat ja auf der landeskirchlichen Versammlung die Bewegung gegen die Professoren auf die Initiative der Laien zurückgeführt. Das scheint mir eine seltsame Verblendung, die leider auch von den Trägern unsers Kirchenregiments vielfach geteilt wird. Wenn man doch aufhören wollte, das ganze kirchliche Leben nach einigen Berliner Erscheinungen zu beurteilen! In der Provinz hat sich kein Mensch um Harnack oder Meinhold gekümmert, und wo es einmal geschah, da thaten es die Laien ihrem Pastor zuliebe, oder sie waren Leser der Kreuzzeitung oder des Reichsboten. Ich will übrigens hinzufügen, daß ganz dasselbe von der Agendenbewegung gilt. Wir durch die moderne Theologie hindurchgegangnen Pfarrer haben nur in ganz vereinzelten Fällen die Erfahrung gemacht, daß Laienkreise uns spontanes Mißtrauen entgegengebracht haben; und das waren dann Laienkreise, denen schon eine solche Stellung zur Schrift, wie Stöcker sie vertritt, ein Greuel vor dem Herrn ist. Wohl aber liegt ein Andres zu Tage: daß der Jammer der kirchlichen Entfremdung, den Stöcker so beweglich schildert, aufgebrochen ist nach einer Periode, in der die Orthodoxie eine fast unbeschränkte Herrschaft geübt hat. Ich will nicht behaupten, daß jene Entfremdung durch die Orthodoxie allein verschuldet sei, ich glaube, daß sie viel tiefer liegende Gründe hat, aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß das Christentum, von dem sich unser Volk in erschreckender Mehrzahl abgewandt hat, jenes wunderbare Gebilde aus Orthodoxie und Pietismus ist, das man als echtes Luthertum ausgegeben hat. Wenn also der Erfolg lehrt, daß jene Art, das Evangelium zu verkündigen, keine Gewalt gehabt hat, die Massen festzuhalten, — will Stöcker es uns verargen, daß wir nach neuen Formen suchen, und will er uns nicht das Recht wenigstens eines Versuchs zugestehen, auf unsre Art zu erreichen, was jener mißlungen ist? Freilich dieser Versuch beansprucht ein Menschenalter und mehr. Stöcker nicht, wir nicht werden das Urteil abzugeben haben, ob es ein Mißgriff war. Die volkstümliche Kraft unsrer Theologie läßt sich zur Zeit mit Sicherheit weder behaupten noch bestreiten. Aber eben darum bitten wir: man verschränke uns die Mitarbeit nicht.

Und es giebt doch auch noch ein Indizium, freilich an sich geringfügig, das uns ein gewisses Recht zu einer günstigen Prognose giebt. Stöcker hat wiederholt geklagt, daß in den Reihen, deren Führer er ist, soviel Lässigkeit und Unlust herrscht; er hat die Rührigkeit, den Eifer und die Kraft der Propaganda bei uns anerkannt. Sollte ihn das nicht in seiner Meinung irre machen, daß wir zu volkstümlichem Wirken ungeeignet seien?

*) Glauben zu Wissen.

Hängt die Lust zur Hingabe an die sozialen Probleme bei uns nicht vielleicht doch etwas mit unsrer Theologie zusammen? Und hat nicht die Zurückhaltung der Seinen einen Grund auch darin, daß ihre Theologie einen gewissen quietistischen Zug nicht los werden kann? Stöcker wird uns zugestehen müssen, daß wir wenigstens den Willen haben, unser Volk für Christus und die Kirche zu gewinnen. Und wenn nur dies, so erinnern wir ihn an das alte Wort: Wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Wir machen den Schluß, indem wir Stöcker auffordern, er möge noch einmal erwägen, ob er wirklich Grund habe, unsre, d. h. die moderne Theologie anzuklagen, daß sie dem Evangelium seine volkstümliche Kraft entzöge. Wir finden zu dieser Beschuldigung keinen Anlaß. Wir meinen vielmehr, daß unser Weg eine Aussicht bietet, unsers Volkes Herz mit Christus zu versöhnen, und wir werden diesen Weg weiter gehen.

E Foerster

Was meinen wir mit der Frauenfrage?

Zweite Hälfte

Wie also schulen wir den natürlichen Trieb des Weibes, und wie entwickeln wir das, was ihr fehlt?

Zunächst wird dies durch einen gründlichern Schulunterricht geschehen. — Wir möchten in den veränderten Mädchenschulen, die wir anstreben, nicht das genaue Abbild der Knabengymnasien sehen, denn das Mädchen hat ein anders geartetes Geisteswesen als der Knabe, und dieser verschiednen — nicht geringern — Art muß Rechnung getragen werden. In seiner natürlichen Hinneigung zum Persönlichen verarbeitet das Mädchen den Unterrichtsstoff in einer ganz andern Weise als der Knabe. Während in diesem vieles von dem Gelernten noch lediglich als „Wissen“ auf dem Grunde der Seele ruht, fängt das Mädchen schon an, in seinem Herzen dies Wissen in Beziehung zum Leben zu setzen. Daher vertieft jedes Wissen das Mädchen in seinem Wesen mehr als es den Knaben vertieft, und da wir geistig vertiefte Frauen brauchen, darum sollten wir nicht zögern, den Mädchen eine klassische Bildung zu geben. Aber nicht von dem Gesichtspunkte aus, daß diese Bildung später für sie die Grundlage zu einer Fachbildung werde, nicht um des Wissens willen, was beim Manne für seine Berufsarten ausschlaggebend ist, sondern um deswillen, was sie dadurch wird. Ihr muß die klassische Bildung vom allgemein menschlichen Standpunkte nahe gebracht werden. Sie muß daran lernen, die Menschheit, der sie dienen soll, als Ganzes auffassen, erfahren, daß der Kampf des Gemeinen gegen das Edle von Urzeiten her bestanden hat und bestehen wird, solange es Menschen giebt, daß der Sieg und damit die innere Erlösung des Einzelnen sowohl wie eines ganzen Volkes nur in der Kraft des Guten errungen wird, und daß diese Kraft schließlich unüberwindlich ist, wenn sie auch zeitweise vom Schlechten überwuchert werden kann. Aus diesem Verständnisse wird sie die Klarheit schöpfen, die sie zu ihrer helfenden und heiligenden Aufgabe an der Menschheit tüchtig macht.

Man wird sagen, diese Auffassung könne man auch an der Hand der verdeutschten alten Klassiker in den Schülerinnen heranbilden und brauchte sie dazu nicht die alten Sprachen zu lehren. — Gewiß, wenn es sich lediglich um Entwicklung dieser Seite ihres geistigen Lebens handelte, und das Nächstliegende dazu wäre sogar der Religionsunterricht, Welt- und Kirchengeschichte und die Litteratur unsrer christlichen Zeit. Aber mit der vertieften Auffassung ist noch nicht alles gethan. In nutzbringender Weise fruchtbar gemacht wird sie erst durch klares Denken. Und dazu verhilft vorzugsweise das Erlernen der alten Sprachen. Die modernen decken sich mit den vorhandnen Begriffen, und bei den andern Disziplinen gilt es auch nur, vorhandne Begriffe aufzunehmen. Bei den alten Sprachen aber muß man sehr oft erst in eignem Nachdenken den Wortlaut in unsre modernen Begriffe übertragen.

Ein Lehrplan, der sich verständnisvoll dem Entwicklungsgange der weiblichen Natur anpaßt, und der die Schulzeit bis

zum achtzehnten Jahre ausdehnt, wird bei richtiger Schulhygiene, ohne die Kinder zu überanstrengen, Raum genug für die alten Sprachen schaffen. Im Alter von vierzehn zu sechzehn Jahren sollten die Mädchen mit weiser Schonung und nur von Lehrerinnen unterrichtet werden, die allein für die geistige Verfassung dieser Uebergangsjahre den richtigen Ton treffen können. Es kommt so viel darauf an, daß in den Jahren, wo aus dem Kinde das Weib erwächst, die Mädchen nicht verständnislos behandelt werden. In den zwei letzten Schuljahren wird man sie wieder rasch und sicher vorwärtsführen können, ohne fürchten zu müssen, kränkelnde und bleichsüchtige Geschöpfe zu erzielen, vorausgesetzt natürlich, daß die Gesundheitspflege zu Hause — auch in Bezug auf Geselligkeit — eine verständige ist. Bei der großen Aufnahmefähigkeit und leichten Fassungsgabe, die der weiblichen Natur dann eigen ist, werden die Mädchen in ihrem Wissen kaum hinter den Schülern des gleichen Alters zurückbleiben, und für die, die noch weiter gehen wollen, könnte eine der Oberprima entsprechende Selekta eintreten. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß mit der bessern Entwicklung des Verstandes und der größern Urteilsfähigkeit der Mädchen der Zauber ihrer Persönlichkeit schwinden wird. Das weibliche Wesen wird immer seine von der Natur lebhafter gestaltete geistige Eigentümlichkeit behalten und damit immer seine gewinnende Unmittelbarkeit, die sich je nach dem Temperamente der Einzelnen offenbaren wird.

Hat die Schule in erster Linie die geistige Bildung der Mädchen geleitet, so tritt nun ihre Charakterbildung in den Vordergrund, indem sie vor die Verpflichtung gestellt werden, auf die sie in der Schule bereits hingewiesen worden sind, ein bestimmtes Arbeitsfeld, das heißt einen bestimmten Beruf zu erwählen. Das inhaltlose Dasein, nach beendeter Schulzeit weiter nichts mehr zu thun, als auf eine Heirat zu warten, dürfte über kein Mädchen mehr verhängt werden. Von der Schulbank weg und unter der tändelnden Beschäftigungsweise, der das Mädchen jetzt anheimfällt, ist sie auch noch gar nicht reif für ein förderliches Zusammenleben mit dem Manne, der in ernster Berufsarbeit dem Staate dient, zur sittlichen Leitung der Dienstboten und für die geistige Entwicklung der ihr geschenkten Kinder, mit einem Worte, für die Pflichten eines eignen Hausstandes. In zehn Fällen ist neunmal das Glück der jungen Häuslichkeit schwer bedroht durch die Unfähigkeit der jungen Frau, ihren neuen Pflichten gerecht zu werden. Wie man den Mann geringschätzt, der keinen bestimmten Beruf ergreift, und ihm erst, wenn er einen solchen ergriffen hat, das Reifezeugnis zur Gründung eines eignen Hausstandes giebt, so soll es für das Mädchen auch gelten. In der Ausübung eines bestimmten Berufs wird ihr Pflichtgefühl und ihr Wille verständig geschult. Heiratet sie dann, so wird beides ihrem eignen Hauswesen zu gute kommen; bleibt sie unvermählt, so wird sie in der ruhigen Zufriedenheit des Menschen, der etwas leistet, ihren Weg durchs Leben gehen. Jedenfalls werden Kosten und Arbeit, die auf die Vorbereitung zu einem bürgerlichen Beruf verwandt sind, niemals verschwendet sein, denn sie kommen immer der Betreffenden und ihrem Lebenskreise zu gute. Da aber der fundamentale Beruf des Weibes dem eignen Hauswesen gilt, so sollte jedes Mädchen nach beendeter Schulzeit einen praktischen und theoretischen Kursus in der Hausführung durchmachen, etwa in einer dazu geschaffnen Institution, wie sie bereits angeregt ist,*) nur daß die häusliche Lernzeit wohl nicht auf so lange ausgedehnt werden kann, wie es vorgeschlagen wird, wenigstens nicht für die, die das Feld häuslicher Arbeit nicht zu ihrem bürgerlichen Beruf machen wollen. Eine gute Hausführung hat nicht bloß eine praktische, sondern eine sehr ausgesprochne ethische Bedeutung. Ein gut geführter Hausstand stützt den häuslichen Frieden und die Selbstachtung der Familie. Darum empfiehlt es sich, daß diese wichtige weibliche Wissenschaft methodisch erlernt werde. Die heutige Hausführung und die außerhäuslichen Ansprüche an die Frau des Hauses sind gegen früher völlig andre geworden. Es sind nur noch Ausnahmsfälle, wo die Mutter imstande ist, in stiller Beschaulichkeit die Töchter in der Führung des Hauswesens zu unterweisen, ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Hausfrauen mit dem Wissen der Neuzeit, wie es bei Wirtschaftsfragen jetzt in Betracht kommt, vertraut sind.

*) Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauenhochschule. Von Ida von Kortzfleisch. Hannover, Karl Meyer. Vgl. Nr. 37, Sp. 885.

Nach diesem Jahre häuslicher Lernzeit beginne dann die etwaige Vorbereitung auf den gewählten Beruf. Das Universitätsstudium halten wir nur dann mit der sozialen Aufgabe der Frau für übereinstimmend, wenn sie sich dadurch für ihren weiblichen Beruf, die Unfertigen zu lehren, den Hilfsbedürftigen zu helfen, befähigen will, also nur, wenn das Studium dem Lehrfache und der Medizin gilt. Ein abstraktes Gelehrtentum steht in keinem Zusammenhange mit dem eigentlichen Berufe des Weibes, und daß die akademisch gebildete Frau keine öffentliche Anstellung nachsucht, in der sie den Männern als Beamtete gegenübersteht, setzen wir von dem richtigen Gefühl der deutschen Frau voraus. Wir würden die natürliche Ordnung der Welt verkehren und würden es nicht thun, ohne daß es sich schwer an unsern gesellschaftlichen Zuständen rächte, wenn wir die heiligende Macht des Weibes*) in dem öffentlichen Beamtentume der Frau preisgeben wollten.

Hat das Mädchen einen Beruf ergriffen, so muß sie auch darin besoldet werden, gleichviel, ob sie zu den Bemittelten oder Unbemittelten gehört. Damit wird in ihr das Bewußtsein der Verantwortlichkeit erhöht und da, wo sie für das Wohl des Volks arbeitet, diesem das drückende Gefühl einer willkürlich erwiesenen Wohlthat genommen. Wohlthaten sind eine gefährliche Sache. Sehr oft schwächen sie das Feingefühl der Empfangenden ab und wecken Begehrlichkeit, während treue und gütige Ausübung einer Pflicht auch auf den, an dem sie geschieht, einen erziehlichen Eindruck macht und ihn oft dankbarer stimmt als erwiesene Wohlthat.

Die Mittel zur Besoldung der Volkspflegerinnen werden da sein, sobald von verständigen Frauen die Einrichtungen ins Leben gerufen werden, die zur Hebung der leiblichen und sittlichen Not des Volks erforderlich sind. Zum Teil würden diese Einrichtungen sich selbst erhalten, wie es jetzt schon bei den meisten Volksküchen der Fall ist, zum Teil werden die Industriegesellschaften willig die Kosten übernehmen, sobald sie den Nutzen empfinden, der ihren Leuten und damit auch ihnen daraus entsteht. Für den Anfang und da, wo es nötig bleibt, müßten dann Privatmittel aufgebracht werden. Es steckt im ganzen viel Hilfebereitschaft in den Menschen, sie muß nur in verständiger Weise in Anspruch genommen und durch das Beispiel der Handelnden die Verpflichtung zu helfen an den Tag gelegt werden.

Lösen wir so die Frauenfrage, daß wir durch bessere Schul- und Charakterbildung die Frau auf die Höhe ihrer mütterlichen Aufgabe heben und ihr damit gleichzeitig einen eignen Erwerb schaffen, so beseitigen wir viele Mißstände der Gegenwart und führen unsre Gesellschaft aller Schichten, das Volk und die Gebildeten, sicher einer endlichen Genesung entgegen, wenigstens die Elemente, die noch einer Heilung fähig sind. Gegen die andern aber errichten wir einen schützenden Wall, daß ihr zersetzendes Gift keine Macht mehr über die hat, die Menschen im wahren, das heißt im göttlichen Sinne des Wortes sein wollen, und damit kehrt auch die Lebensfreude bei uns wieder ein, „die unsern Mund fröhlich macht und daß wir wieder jung werden wie ein Adler.“**)

E v d Decken

*) Professor Pfleiderer, Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion. Deutsche Rundschau, August 1894.

**) Der Allgemeine Deutsche Frauentag, der vom 1. bis 3. Oktober in Frankfurt a. M. stattfand, wird uns in nächster Nummer beschäftigen. Soweit ich beiwohnen konnte, hat er meine sehr lebhaften Sympathien für die Frauenbewegung weder vermehrt noch vermindert. Obiger Artikel hätte seinem ganzen Geiste nach sehr wohl dort zum Vortrage kommen können. Uebrigens ist leider, weil weder die Verfasserin noch die Redaktion von dem Stück in der vorigen Nummer Korrektur lesen konnte, Spalte 959 oben ein Satz stehen geblieben, den wir nachträglich zu streichen bitten: Das mütterliche Weib u. s. w. Obwohl er aus dem Zusammenhang wohl zu verstehen und zu verteidigen ist, giebt er doch zu Mißdeutungen Anlaß, die wir nicht verantworten mögen. D H

[D]er achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission in Posen

2

Das Verhältnis der Innern Mission zu den christlich-[s]ozialen Bestrebungen ist aber nicht das einzige Problem, das [i]hr gestellt ist: auch auf ihrem eignen oder ihr verwandtem [B]oden sind Neubildungen entstanden, zu denen sie Stellung zu [n]ehmen hat. Ich rechne dahin in erster Linie den Diakonie-[v]erein. Die Zeit wird kommen, wo man in öffentlicher Ver-[s]ammlung des Kongresses für Innere Mission über ihn ver-[h]andelt. Es war höchst erfreulich, daß man schon jetzt ihm [g]egenüber eine wohlwollende, wenn auch abwartende Stellung [e]innahm. Man kann es den Arbeitern an den Diakonissen-[h]äusern freilich nicht verdenken, daß sie, gestützt auf die bald [se]chzigjährige Erfahrung ihres Werkes, im wesentlichen ihre [b]isherige Einrichtung für richtig halten. Dem geistigen Vater [d]es Diakonievereins ist es auch nicht eingefallen, ihnen die [G]rundsätze seines Werkes aufdrängen zu wollen. Professor [Z]immer, der persönlich erschienen war, konnte sich zu den von [d]em Referenten über Diakonissenhaus und Diakonieverein auf-[g]estellten Thesen mit Recht einverstanden erklären. Die Art, [w]ie er selbst die Ziele seines Werkes beleuchtete, machte sichtlich [E]indruck und blieb fast ohne Widerspruch.

Auch die Spezialkonferenz über das Leben in den [J]ünglingsvereinen nahm Stellung zu einem neuen Gebilde, [m]it dem Amerika diesen Zweig der Innern Mission beglücken [w]ill. Mit vollem Recht lehnte der Referent, Pastor Hötzel aus [K]öln a. Rh., bei besonnener Würdigung der kleinen Wahrheits-[m]omente, die die Praxis der Bewegung der Christian Endeavour-[V]ereine enthält, diese selbst ab und verteidigte ihnen gegenüber [d]ie bisherige Praxis der Jünglingsvereine. Auch in der De-[b]atte nahm nur eine Stimme die amerikanische Art dem Re-[f]erenten gegenüber schüchtern in Schutz, sonst tadelte man nur [E]inzelheiten an dem Leben in den Jünglingsvereinen; besonders [f]reute es uns, daß Hofprediger Braun aus Stuttgart einzelne [E]ngherzigkeiten an ihnen scharf rügte. Es ist wahrlich kein [V]erbrechen für christliche deutsche Jünglinge, Schiller zu lesen [u]nd Szenen aus Uhlands Herzog Ernst mit hölzernen Schwertern [b]ewaffnet aufzuführen.

Und doch rang auch hier ein Neues mit dem bewährten [A]lten. Der Gedanke einer Neuordnung unsrer Konfirmation, [i]hre Zerlegung in zwei getrennte Handlungen in verschiednen [L]ebensstufen wurde vom Referenten als eine offne Frage be-[z]eichnet. Wichernsche Gedanken, die man unbeachtet gelassen hat, [k]ehren wieder. Aber das ist wohl gegenwärtig kaum die einzige [o]ffne Frage für die Praxis in den Jünglingsvereinen. Wenn [d]ie Innere Mission allgemein die rechte Klarheit über ihr Ver-[h]ältnis zur christlich-sozialen Bewegung gewonnen hat, wird man [a]uch hier die rechten Konsequenzen ziehen. Es ist höchst ge-[f]ährlich, sie auf einer vorsozialistischen Stufe erhalten zu wollen. [M]it sozialen Hilfseinrichtungen allein ist es nicht gethan. Man [m]uß die Jugend in den Jünglingsvereinen für den Kampf er-[z]iehen, den sie als Männer leisten sollen, erst dann können [d]iese Vereine ein Mittel zur Erneuerung unsers Volkslebens [w]erden, das Mittel, wie die Thesen des Referenten sagten, [f]reilich nimmermehr. Und dazu ein Zweites: Auch hier klagte [m]an über die Zurückhaltung der Gebildeten. In der Christen-[g]emeinde müssen die einzelnen Stände an einander arbeiten. Hier [m]üssen die Sulzischen Gedanken sich durchkämpfen, die auf dem [K]ongreß überall auftauchten, selbst in der Ansprache des ortho-[d]oxen Bayern Bohrer aus Nürnberg: Wie schaffen wir lebendige [G]emeinden? Das war auch die Frage, auf die Pfarrer Kühn [a]us Siegen sein Referat über das christliche Gemeinschafts-[w]esen zuschnitt. Den Männern der Christlichen Welt müssen [d]ie Ohren geklungen haben, denn immer wieder knüpfte Pfarrer [K]ühn an ihre Aussprüche an. Die Ecclesiolae in ecclesia Speners, [s]o führte er aus, sollen in den christlichen Gemeinschaften ihre [V]erwirklichung finden, aber diese Gedanken hat nicht erst Spener, [h]at schon Luther in seiner deutschen Messe, und auch die [T]endenz auf die Ortsgemeinde hat nicht erst die Gegenwart, [s]ondern auch schon Spener ausgesprochen. Mit wohlthuender Nüchternheit behauptete der Referent, der mitten in dieser Bewegung steht, man muß Gemeinschaften, wie sie sich im Sieger Lande, am Niederrhein, im Ravensberger Lande und an andern Orten gebildet haben, anderswo nicht machen wollen, sie müssen werden. Allerdings bedarf es großen Taktes für den Pfarrer, diese Kreise vor der Klippe des Separatismus zu bewahren. Sein Ungeschick hat es oft verschuldet, daß dies notwendige Salz der Gesamtgemeinde verloren ging.

3

Die Innere Mission und die Fragen des deutschen Ostens, besonders der Mischprovinz Posen, unter diesem Gesichtspunkt kann man die Verhandlungen der zweiten Hauptversammlung und der bisher unerwähnten Sonderversammlungen zusammenfassen. Immer wieder tauchte der Gegensatz von Westen und Osten in den Debatten auf. Nicht nur da, wo diese eine sozialpolitische Wendung nahmen, konnte man das Schlagwort Ostelbien hören. Vielleicht läßt sich auch der Gegensatz gewisser Strömungen auf dem Kongreß, vielleicht sogar der einzelnen Männer, wie der zwischen Stöcker und Naumann, auf diesen Gegensatz zurückführen.

Fühlbar wurde er schon in der Sonderversammlung für das christliche Gemeinschaftswesen. Im Westen, wo diese Bewegung etwas Altes ist und man auch ihre Schattenseiten kennt, denkt man nüchterner über sie. Im Osten, wo sie teilweise erst auftaucht, kommt man ihr mit vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen entgegen, obwohl die Gefahr der Entartung dort vielleicht noch größer ist. Auch in der Konferenz über die Jünglingsvereinssache spitzte sich die Debatte schließlich auf die Frage zu, die später in einer Sonderversammlung noch eingehender besprochen wurde: Wie ist es möglich, das Vereinswesen auch in den schwierigern Verhältnissen des Ostens heimisch zu machen, wo es in den weitverzweigten Diasporagemeinden doppelte Bedeutung haben könnte?

So kam die ganze Stimmung des Kongresses dem Thema der zweiten Hauptversammlung entgegen: Die Bedeutung der Innern Mission für das Gemeindeleben, besonders in der Diaspora, mit dem man Generalsuperintendent D. Nebe aus Münster betraut hatte.*) Leider müssen wir sagen, daß wir in seinen Ausführungen nicht das fanden, was wir erwartet hatten. Der Schwung seiner Worte bot uns keinen Ersatz für die scharfe Sachlichkeit, die man bei ihm oft vergebens suchte. Mit erbaulich-rhetorischen biblischen Wendungen allein ist hier wenig ausgerichtet. Selbst die Thesen des Referenten hielten sich von solchen nicht frei, wie schon die erste beweist: „Dennoch ist keine Ursache des Verzagens und Verzweifelns vorhanden — vielmehr drängen die Gefahren der Zeit nur zu um so entschiednerer und treuerer Arbeit.“ Mit halbwahren Wendungen wie: die Innere Mission ist so alt wie die Gemeinde, ist die Christenliebe selbst, ihr Geburtsfest ist schon der Pfingsttag zu Jerusalem, kommen wir nicht weiter. Wenn man heutzutage über die Bedeutung der Innern Mission für das Gemeindeleben redet, kommt man um den Namen Sulze nicht herum. Wir können es dem Generalsuperintendenten von Münster natürlich nicht verargen, wenn er uns die Zahlen über die Thätigkeit der Innern Mission in seiner Heimatsprovinz vorführt, denn die Zahlen reden. Aber das bot uns keinen Ersatz dafür, daß er uns über die Bedeutung der Innern Mission für das Gemeindeleben in der Diaspora wenig Besondres zu sagen wußte. Es ist vollkommen wahr, was der Referent ausführte, die Innere Mission ist ein beredter Zeuge des Evangeliums, sie macht das Gemeindeleben stärker, inniger, geordneter, wirksamer, aber damit ist das Verhältnis der Innern Mission zur Einzelgemeinde einerseits und zur organisirten Kirche andrerseits nicht erschöpfend beschrieben. Ganz ohne Grund war es doch auch nicht, daß man zu Zeiten von der Innern Mission eine Schädigung der geschlossenen Einzelgemeinde und der geschichtlich gewordnen Eigenart der einzelnen Landeskirche befürchtete. Denn die Innere Mission muß die Schranken der Einzelgemeinde

*) Vgl. Jahrg. 1888, Nr. 3, 5 und 6: Die Innere Mission in der Diaspora, von Superintendent Schultze in Görlitz (jetzt Breslau).

durchbrechen und die Gegensätze der Kirchenbildungen überbrücken.

Wir erwarteten nach diesem Vortrag von der Debatte nicht viel, aber wir hatten zu unsrer Freude uns darin getäuscht. Was wir in dem Vortrag vermißten, das holten die Generalsuperintendenten Dryander und Hesekiel und Hofprediger Braun aus Stuttgart reichlich nach. Besonders die beiden Letztgenannten führten uns wirklich in die Diaspora. Hesekiels eigne Gabe, die Gewissen zu schärfen, wirkte auch hier. Unsre Begrüßungsnummer hat uns schon davon erzählt, was dieser Mann der Innern Mission für seine Diaspora gethan hat. Allerdings hatte Hofprediger Braun recht, man konnte bei seinen Worten manchmal zweifelhaft sein, ob man sich nicht auf einem Gustav-Adolf-Tage befände. Wenn er dann die Frage nach einem allgemeinen Kirchentage aufwarf, auf dem alle diese Arbeiten, Innere Mission, Gustav-Adolf-Sache und evangelisch-soziale Bestrebungen, vielleicht sogar auch Evangelischer Bund gemeinsam behandelt werden könnten, so müssen wir das trotz der vereinzelten Bravos, die diese Worte belohnten, leider für Zukunftsmusik halten. Dafür ist unsre kirchliche Gegenwart weniger reif wie vordem.

Eine soziale Frage des Ostens, an der die Innere Mission stark mitbeteiligt ist, ist die Sachsengängerei, der eine weitere Spezialkonferenz gewidmet war. Zu ihrer Behandlung hatten sich ein Laie und ein Geistlicher verbunden: Rentner Henning aus Berlin, uns schon aus den Verhandlungen des brandenburgischen Provinzialausschusses für Innere Mission und der brandenburgischen Provinzialsynode vorteilhaft bekannt, und Superintendent Boehmer aus Marienwerder. Der erste Referent vermied es, sich in die Untersuchung der Ursachen dieser Erscheinung zu verlieren. Es kann nicht Sache des Kongresses für Innere Mission sein, ein rein sozialpolitisches Bekenntnis abzulegen. Er nahm die Sachsengängerei als notwendiges Uebel hin, dem gegenüber der einzelne Arbeitgeber machtlos ist, besonders in der gegenwärtigen Lage. Es kann nur seine Aufgabe sein, die mit ihr verbundnen sozialen Schäden zu vermindern. Auch der Staat wird nur in der Lage sein, dabei mitzuwirken, die Bewegung möglichst einzuschränken und zu leiten. Mit solchen Ausführungen bahnte der Mann des praktischen Lebens — der Referent war früher Gutsbesitzer — dem Träger des geistlichen Amtes den Weg zur Hauptfrage: was kann die Innere Mission zur Linderung dieser Mißstände thun? Hier weist die Innere Mission der organisirten Kirche nur die Wege, die eigentliche Hauptthätigkeit muß durch die gesteigerte Seelsorge der Träger des geistlichen Amtes erfolgen, die hier die Ausziehenden geleitet und dort die Wandervögel aufnimmt. Man muß anerkennen, daß hier von seiten der kirchlichen Behörden bereits viel geschieht. Aus der Heimat werden den Sachsengängern Geistliche nachgesandt, die den Einzelnen nachgehen. Und wieder war es hier der Mann der Innern Mission, der Generalsuperintendent Hesekiel, der einst als Vereinsgeistlicher in der Provinz Sachsen im Auftrage der Kirchenbehörden die Verhältnisse der Sachsengänger in der Fremde untersucht hat, der seine Geistlichen zu direkt sozialer Thätigkeit aufforderte. Der Geistliche soll die Vermittlung zwischen Agent und Arbeiter selbst in die Hand nehmen, um so seine Gemeindeglieder auch in der Fremde nicht aus dem Auge zu verlieren, ein Gedanke, dessen Durchführbarkeit und Fruchtbarkeit von katholischer Seite bereits erprobt ist. Durch eine Regelung der Abwanderung wäre dann auch eine Organisation der Arbeiter durch sich selbst denkbar, wenn auch, so setzen wir hinzu, schwer durchführbar, denn — so wurde in der Debatte ebenfalls mit Recht betont — es ist nicht die Aufbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch vermehrten Gelderwerb allein, die diese Bewegung verursacht, diese ist sogar oft rein illusorisch, sondern ebenso sehr ein ungezügelter Wandertrieb und die Sucht nach ungebundner Freiheit. So kreuzen sich auch hier wieder Innere Mission und christlich-soziale Bestrebungen, die ganze Debatte bot ein praktisches Beispiel zu den Erörterungen im Anschluß an den Sohmschen Vortrag am Tage zuvor.

Das Thema einer andern Sonderkonferenz, die seelsorgerische Behandlung der Trinker, über das Pfarrer Lic. Dr.

Dembowski referirte, scheint wenig Beziehung zu sozialen Frage zu haben. Dagegen ist die Trunksucht im eminenten Sinne ein brennende Frage des slawischen Ostens. Der Branntwein i die Pestis Poloniae, darüber konnte den aufmerksamen Beobachte ein bloßer Rundgang durch die Straßen der Stadt Posen be lehren. Einen Freund aus dem Westen wollte es schier ver wundern, daß man hier im Osten auch trunksüchtige Fraue kennt, leider gar nicht so selten. Trotzdem waren wir über di Wahl des Themas ein wenig überrascht. Handelte es sich doc nicht um die Thätigkeit der Innern Mission an und für di Trinker, sondern um die Seelsorge an ihnen, deren Träger so führte der Referent aus, vermöge des allgemeinen Priester tums die ganze Gemeinde, in erster Linie aber der Geistlich ist. In der That muteten uns ganze Abschnitte seines Vor trages wie ein Kapitel aus der speziellen Pastoraltheologie an Wir machen damit dem Referenten keinen Vorwurf, umsoweniger als wir alle dem, was er sagte, wohl beistimmen konnten Gerade die seelsorgerische Behandlung der Trinker, die sich merk würdigerweise im deutschen Osten oft in den Gebieten am zahlreichsten finden, die sonst für kirchliche gelten, z. B. auße Posen und Westpreußen in der preußischen Niederlausitz, bring uns Geistlichen oft die allerbittersten Erfahrungen, und darum wußte uns der Referent zu fesseln, obwohl er hin und wiede seine Thesen nur mit einem reichen Schlinggewächs von erbau lichen Worten und Bibelzitaten umkleidete. Aber eine andr Fassung des Themas hätte vielleicht doch noch mehr in die Tief geführt. Vom Standpunkte des Seelsorgers aus mußte de Referent natürlich daran festhalten, daß kein Trinker unheilba sei. Aber ist es nicht trotzdem notwendig, zu behaupten, da es ein Stadium der Trunksucht giebt, wo die Sünde ihren Knecht nicht mehr läßt, ohne im einzelnen Falle entscheiden z wollen, ob dieser oder jener so weit gesunken ist? Mit Rech nannte der Referent die Trunksucht eine Krankheit: giebt e nicht auch unheilbare Krankheiten? Man darf auch die medi zinische Seite der Frage nicht außer Acht lassen; ein Blick au die Irrenfrage zeigt, wie bitter sich das rächen kann. Unse Urteil über das Thema wurde übrigens dadurch bestätigt, da in der Debatte die Ausführungen des Referenten wenig be achtet wurden, im wesentlichen vielmehr die Vertreter der dre Mäßigkeits- bez. Enthaltsamkeitsbewegungen ihr System em pfahlen. Wenn unter ihnen der wohlbekannte Geschäftsführe des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Dr. W. Bode, es am deutlichsten aussprach, daß die Bekämpfung der Trunksucht nur möglich sei durch Besserung der Umgebung in der der Trinker lebt, so zeigt sich übrigens auch hie wieder der Zusammenhang der Innern Mission mit den christ lich-sozialen Bestrebungen. In diesem Zusammenhange wird es verständlich, warum ich auch die Verhandlungen über di Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und die Inner Mission unter die rechne, die für den Osten besondre Interesse hatten. Wer diese Bewegung aufmerksam verfolgt weiß, daß sie sich, vom Westen kommend, immer mehr im Osten ausbreitet und, wir setzen hinzu, gerade dort eine Zukunft hat. Der Referent in dieser Sache ist unsern Lesern ebenfalls nicht unbekannt. Hat er doch im Jahrgang 1891 (Nr. 9) unsrer Zeitschrift uns eingehend über seine Sache berichtet. Da wir einer gleichzeitigen andern Spezialkonferenz beiwohnten, konnten wir nur den Schluß seines mehr als zweistündigen Referats anhören. Die Länge desselben machte es leider unmöglich, in der Debatte eine offne Aussprache mit den andern Verbänden, die in Nachahmung des Systems von Neuwied seitdem entstanden oder im Entstehen begriffen sind, herbeizuführen. Vielleicht öffnet unser Blatt dieser ganzen Sache gelegentlich seine Spalten wieder, sodaß es nicht als ein Mangel empfunden wird, wenn ich über diese Frage jetzt kurz hinweggehe.

Nun noch ein kurzes Wort über die Predigten und Abendversammlungen, die unsre tägliche Arbeit in diesen Tagen abschlossen. Bei ihnen zeigte es sich, daß die ganze evangelische Einwohnerschaft Posens den Kongreß mit feierte. Da saßen sie in der ersten freien Abendversammlung in drangvoller Enge, Hoch und Niedrig, Kongreßmitglieder und Einheimische bunt durch einander, hier der höhere Offizier und dort der schlichte

iter, kurz ein Familienabend in großem Stil, den der greß der Stadt darbot. Fremdartig und doch einschmeichelnd gen die schwäbischen Laute des ersten Redners dem scharf ntuirenden Posener ans Ohr. Mit behaglicher Breite er- uns Stadtpfarrer Knapp vom evangelischen Hausvateramt er Gemeinde, er weiß den rechten Ton zu treffen, es mutet an wie die Gemütstiefe eines Ludwig Richterschen Bildes: Hausvater der Priester seines Hauses, der mit seinem die Last und Sorgen teilt, der über seinen Kindern waltet mit und für sie betet. Die andre Seite des Bildes zeichnet Pfarrer Bohrer aus Nürnberg: das Hausvateramt in der gelischen Kirchengemeinde. Es sind keine neuen Gedanken, n wir hier zuhören, aber diese elementaren Grundwahr- n christlichen Gemeindelebens treffen immer wieder unser . Dazwischen herrlicher Chorgesang in Mendelssohnschen Bachschen Klängen; kurz, wem es geglückt war, in den hineinzukommen, dem ists nicht leid gewesen. Und am rn Abend wurde dann auch den besondern Verhältnissen ns ihr Recht. Pastor Haarhausen aus Ostrowo sprach über ner Arbeiter in der Fremde. Hier kam auch der evan- ch-deutsche Humor zur Geltung. Pastor Isermeyer aus Hildes- , der uns in seinem „kurzen“ Worte über die heimatlosen nen an Abgründen des Elends vorbeiführte, suchte auch diese die goldne Brücke der Liebe zu schlagen.

Es hätte sich gewiß auch gelohnt, an jedem der Abende Versammlungen an verschiednen Orten abzuhalten, und eicht wären dann trotzdem noch manche umgekehrt wie bei Abendgottesdiensten am Dienstag. Schon eine halbe Stunde der Zeit war es fast unmöglich, in die Kreuzkirche, wo ker predigen sollte, überhaupt hineinzukommen.

Ein ortskundiger Freund führte uns durch die Sakristei. llen denn die Hunderte, die draußen stehen, Gottes Wort hören, wo so viel Prediger desselben zu Hauf kommen?“ uns Stöcker zu. Gesagt, gethan, draußen auf dem ein- lossenen Raume vor der Kreuzkirche auf der Wartheinsel rovisirte man einen dritten Gottesdienst zu gleicher Stunde. rend man drinnen die Liturgie hielt, grüßten uns von ßen die Klänge der singenden Menge. Drinnen hielt ker eine seiner gewaltigen Volkspredigten über Matthäus 9, -38. Mit glücklichem Griffe knüpfte er an das Thema Hauptversammlung an, dort der Christ im öffentlichen n, hier Christen im öffentlichen Leben. Mich jammert Volks, denn sie sind verschmachtet und zerstreuet, das ist Wort, über das man Stöcker predigen hören muß, um zu ehen, wie er die Massen zu packen weiß. Und draußen Professor von Nathusius der lauschenden Menge das eswort aus: Welche der Geist Gottes treibet, die sind es Kinder. Wie reich an Individualitäten ist doch unsre che Christenheit noch! Und sie predigen doch alle das , was not thut! Wie groß ist z. B. der Unterschied zwischen ker und Dryander, von dessen sinniger, den Text in seiner e erfassenden Weise man mir erzählte, — ich selbst konnte nicht hören, da er mit Stöcker gleichzeitig predigte. Und der andern Seite, wie verwandt und doch wieder wie hieden die Weitherzigkeit Hofprediger Brauns und das re Sichselbstbescheiden, von dem uns Konsistorialrat Haupt einer feinen, geistreichen Weise predigte! In seinen Worten der Knechtsgestalt, die die Innere Mission mit dem Herrn und die doch zugleich ihre Herrlichkeit ist (2. Kor. 13, 4), en die reich gesegneten Tage für uns ihren Abschluß.

Wird der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission Wendepunkt in ihrer Entwicklung werden? Wer kann es n? Auch er hat bewiesen, daß die Bahn, zu der die ere Mission sich auf ihrem sechsundzwanzigsten Kongreß in nberg bekannte, nicht verlassen ist. Es ist die einfache sequenz davon, daß sie auch zu den christlich-sozialen Be- ungen eine immer festere Stellung gewinnt. Die Innere sion hat noch viel Jugendkraft in sich, ein Zeichen davon ie Unbefangenheit, mit der sie neuauftauchenden Bestrebungen egentritt. Darum hat sie gewiß auch eine große Zukunft. dürfen wir zum Schluß noch einen Wunsch aussprechen. achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission hat glänzend

bewiesen, daß Posen der rechte Boden für solche kirchliche Versammlungen ist. Wenn auch diesmal die unvorhergesehene überreiche Beteiligung das Lokalkomitee in manche Verlegenheit brachte — so war z. B. für die Vertreter der Presse meist recht schlecht gesorgt —, für Posen sind es große Tage gewesen. Warum sollte nicht auch eine andre große kirchliche Versammlung hier im Osten tagen? Die evangelischen Brüder auf der Grenzwacht im Osten freuen sich solcher Herzstärkung.

Otto Baltzer

Rückblick auf Hannover

Ein guter edler Wille trägt seine Verheißung in sich, und so wird das Bemühen der wenig zahlreichen Freunde des Gustav-Adolf-Vereins in Hannover, in erster Linie des Generalsuperintendenten D. Schuster, sicherlich auch seinen wohlverdienten Lohn in einer allmählich fortschreitenden Ausdehnung und Einwurzelung des hohen Werkes finden. Schon diese eifrigen Bemühungen unter mißlichen, nicht bloß durch die Verhältnisse der Großstadt, sondern mehr noch anderweit ungünstig beeinflußten Umständen müssen uns hindern, an Einzelheiten der Einrichtungen und Anordnungen des Hannoverschen Gustav-Adolf-Festes irgend welche Kritik zu üben. Kommt aber hinzu, daß Pietät und sonst angemessene Rücksicht noch mancherlei Zurückhaltung gebieten, und daß der Verlauf der Versammlung nicht eben reich an eigenartigen und hervorragenden Momenten war, so darf der Bericht sich um so kürzer fassen, als Nr. 39 der Chronik das Einzelne mitgeteilt hat und es sich hier gleichsam nur um eine Signatur handelt.

Hannover ist vornehme Haupt- und Residenzstadt. Stilvoll, herrlich, gelegentlich etwas repristinirend sind die Kirchen, in denen die Gustav-Adolf-Genossen sich zusammenfanden, stilvoll, ausgiebig und schön waren die Gottesdienste mit Eingang, Psalmodie, doppelter Lektion, dreifachem Gemeindelied, Magnifikat und Benedicamus (dies nannte ein Kenner einen einfachen Abendgottesdienst), und wiederum mit Eingang, Kyrie, Gloria, Gruß, Versikel, Kollekte, zweifacher Lektion, dreifachem Gemeindelied, mehrmaligem (prachtvollem) Chorgesang, abermaliger Kollekte und endlich dem großen Händelschen Halleluja. Stil- und stimmungsvoll waren auch die Predigten, die des Abtes D. Uhlhorn und die des Oberkonsistorialrats D. Dibelius, die entschieden einen, wenn nicht den festlichen Höhepunkt bildete; stilvoll die Knabengesänge und klassisch schön die Vorträge des Männergesangvereins, die ihrerseits den rednerisch ausgezeichneten Dank des Präsidenten, Geheimen Kirchenrats D. Fricke, hervorriefen. Ein Verkauf von Gustav-Adolf-Schriften durfte in Hannover nicht stattfinden, da dies nicht stilgerecht erscheinen wollte.

Für den Fremden war es von ganz besonderm Interesse, die beiden bedeutenden Männer Hannovers, Rudolf v. Bennigsen, der als Oberpräsident der Provinz die Versammlung zweimal — bei der ersten Begrüßung und beim Mahle — ansprach, und den derzeitigen Abt von Lokkum, D. Uhlhorn, hier sehen zu dürfen. Uhlhorn hatte zum Texte seiner Predigt Röm. 1, 16. 17 erwählt und ließ sich angelegen sein, die Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins zu rechtfertigen und zu begründen. „Wir alle, so ungefähr lautete es, sind in der Stadt Gottes aufgewachsen und haben aus dem Brunnen Gottes getrunken uns zur Labung und zur Kraft. Was für ein enges Herz müsse der haben, der nur seine engsten Konfessionsverwandten aus diesem Gottesbrunnen trinken lassen wollte! Nein, wir wollen doch allen helfen, daß alle unsre evangelischen Glaubensgenossen in der Zerstreuung in geordnete kirchliche Gemeinschaft gebracht und aus dem Brünnlein Gottes erquickt und gestärkt werden.“ Interessant war es auch, wie er aussprach: „Wer wollte leugnen, daß in der römisch-katholischen Kirche religiöse, christliche Kräfte vorhanden sind; aber nicht diese sind es, die man heute in ihr wirken läßt, nicht die Mächte von oben her, nein, was von unten her ist, besonders das Streben nach Herrschaft, das ist es, was wir heute in ihr wirken sehen.“ D. Dibelius, der übrigens an D. Rasemanns Stelle in den Zentralvorstand gewählt wurde, predigte über Ps. 46, 4—6. Der

Hannoversche Wahlspruch: Nec aspera terrent: Auch das Schwere schreckt uns nicht, unser Hannoversches Gustav=Adolf=Lied; das singen wir in evangelischer Tonart, das brauchen wir zu protestantischer Arbeit. In fesselnder Weise flocht Redner auch die alte Inschrift eines längst abgerissenen Thors: Jehova fortitudo nostra, in seine Predigt, die in der That wie ein begeisterter Psalm daherströmte.

D. Fricke konnte in seinem Eröffnungspronuntiamento darauf hinweisen, daß bei der Gustav=Adolf=Versammlung zu Hannover im Jahre 1861 seitens des Vereins 611 Gemeinden Unterstützung fanden, während zur Zeit 1734 in seiner Pflege stehen; daß damals 872000 Mark den Jahresertrag bildeten, jetzt aber 1201000 Mark. Er glaubte auch seit den beiden letzten Jahrhunderten einen starken prozentualen Aufschwung gerade des Protestantismus nachweisen zu können. Was den Jahresbericht angeht, so zeigte dieser bei 13 Hauptvereinen eine verminderte Einnahme auf, während 32 in die Höhe gegangen sind, darunter ganz wesentlich Berlin, Dresden, Münster, Aurich. Bei der Besprechung des Jahresberichts machte Hofprediger D. Rogge mit Recht wieder geltend, wie nachteilig ungeordnete Sammlungen wirken, die neben und an den Wegen der Gustav=Adolf=Vereine vorbeigehen, sich direkt an die Gemeindekirchenräte, Presse, Private wenden, oft auch hinsichtlich ihrer Berechtigung zu Bedenken sehr gegründeten Anlaß geben. Schon vorher hatte Geheimer Regierungsrat Dr. Krech aus Berlin das Teutschdenkmal in Hermannstadt der opferfreudigen Teilnahme empfohlen, die auch wir ihm nur auf das dringendste und lebhafteste wünschen können.

Das Referat über die drei Gemeinden, die für die große Liebesgabe zur Wahl standen, erstattete Hofprediger D. Rogge; bei der Abstimmung fielen 6 Stimmen auf Neustadt in Baden, 27 auf Lutschmin=Schanzendorf in Posen, 137 auf Saarburg; den Sieg trug das Jubeljahr der Wiedergewinnung von Elsaß=Lothringen davon.

Nur Einzelnes dürfen wir noch hervorheben. Einen sehr günstigen Eindruck machte von den Rednern u. a. der junge Diasporapfarrer von Barcelona, Amtsberg, ein geborner Pommer. Haben wir neulich den Finger auf Godesheim, die schöne Anstalt am Rhein gelegt — und wir thun dies wiederholt, denn diese Anstalt muß von der Ueberlast ihrer Schulden befreit werden — so ist das Gegenbild des Ostens daneben zu stellen: die fliegenden Konfirmandenanstalten in Posen, die Generalsuperintendent Hesekiel, ihr sinniger Erfinder und Pfleger, der Versammlung ans Herz legte, und für die auch wir die Hilfe der Glaubensgenossen ernstlichst erbitten. Nicht umhin können wir auch, unsre Freude darüber auszusprechen, daß, wie Konsistorialrat Pfarrer Robert ausführte, der Hauptverein Frankfurt am Main durch Benehmen mit andern Hauptvereinen an Fulda einen Teil dessen wieder gut gemacht hat, was u. E. die letzte Hauptversammlung zu Darmstadt versäumt hatte.

Es war ein stilvoller Abschluß, den die Versammlung im altehrwürdigen Goslar mit seinem schönen Kaiserhause fand. Und gerade zum Schluß beim Mahl sprach der Dekan Kalbhenn aus Burg=Gräfenrode (Großherzogtum Hessen) ein gutes Wort: daß nämlich Goslar ein trefflicher Ort für eine künftige Hauptversammlung sein würde. Natürlich nicht für das nächste Jahr. Was in diesem werden, ob Frankfurt oder Straßburg oder welche Stadt sonst zum Festort berufen sein soll, ist dem Zentralvorstand überlassen worden. Aber wir wollen wenigstens mit unserm Urteil nicht zurückhalten, daß Mittel=, ja vielleicht kleinere Städte der Konzentration der Versammlung und auch deren Behagen weit mehr dienen werden als die Hunderttausendseelenstädte. Etwa Merseburg oder Naumburg oder Nordhausen oder Bielefeld und andre mehr. In kleinern Städten mag es wohl mit der Unterkunft Not haben, sonst ginge mancher gern einmal nach Rothenburg a. T. oder dergl. Aber damit Gott befohlen!

Hermens

Friedrich Nietzsche

3. Bonn, Leipzig

Michaelis 1864 wandert der junge hochaufgeschossene Mensch mit den brennenden Augen und dem stolzen Gange nach Bonn,

um sich für Philologie und Theologie immatrikuliren zu lasse
Seine Hauptlehrer in Bonn sind der Philologe Otto Ritschl u
der Kunsthistoriker Anton Springer; aber der spätere Uebermens
hörte auch bei Professor Krafft Kirchengeschichte und genoß montä
liche Theeabende bei ihm. Die Aktivität in der Burschensch
Frankonia nahm viel Zeit und brachte später viel Aerger, der zu
Austritt führte. Seine ganze feine und peinlich saubre Nat
empfand einen starken Widerwillen gegen den Biermaterialism
und die zuchtlose Tabaksatmosphäre, sodaß er später sogar b
hauptet, Leute, die allabendlich Bier tränken und Pfeife rauchte
könnten ihn gar nicht verstehen; ihnen müßte jene feine He
sichtigkeit der Geister fehlen, die zum Auffassen und Durchdenk
so zarter und tiefer Probleme wie die seinigen unbedingt nöt
sei. Nietzsche pflegte seine musikalischen Interessen sehr; e
Kölnisches Musikfest hinterläßt bleibende Eindrücke, und d
Verkehr mit Otto Jahn treibt zum Studium solider Kontr
punktik. Natürlich ändern sich auch in der freien Luft d
Alma mater die religiösen Vorstellungen, die der Trinitätmorge
gesang von Schul=Pforta bis dahin festgelegt hatte. Er schrei
an seine Schwester im Juni 1865:

Kommt es denn darauf an, die Anschauung über Gott, Welt u
Versöhnung zu bekennen, bei der man sich am bequemsten befindet,
nicht vielmehr für den wahren Forscher das Resultat seiner Forschu
geradezu etwas Gleichgiltiges? Suchen wir denn bei unserm Forsch
Recht, Frieden, Glück? Nein, nur die Wahrheit, und wäre sie hö
abschreckend und häßlich. Noch eine ... Frage: Wenn wir von Juge
an geglaubt hätten, daß alles Seelenheil von einem andern als Je
ist, ausfließe, etwa von Muhammed, ist es nicht sicher, daß wir d
selben Segnungen teilhaftig geworden wären? Gewiß, der Glaube all
segnet, nicht das Objektive, was hinter dem Glauben steht. Dies schre
ich Dir nun, liebe Lisbeth, um dem gewöhnlichsten Beweismittel glä
biger Menschen damit zu begegnen, die sich auf ihre innern Erfahrung
berufen und daraus die Untrüglichkeit ihres Glaubens herleiten. Je
wahre Glaube ist auch untrüglich, er leistet das, was die betreffen
gläubige Person darin zu finden hofft, er bietet aber nicht den gerings
Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit. Hier scheiden
nun die Wege der Menschen: willst du Seelenruhe und Glück erstreb
nun so glaube, willst du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche. D
zwischen giebt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber
die Hauptsache an.

Michaelis 1865 folgt er dem geliebten Lehrer Ritschl n
Leipzig, zugleich um dadurch der Frankonia zu entfliehen.
der blütenumsponnenen Einsamkeit seiner stillen Arbeitsstube
der Blumengasse, in einer Gemütsverfassung, die er selbst
*δυσκολια**) bezeichnet, trat die ernste Gestalt Schopenhauers i
nahe und brachte ihn in einen nervösen Zustand heftigs
Selbstzernagung, aus dem er aber besonnener und bewußter z
philologischen Thätigkeit zurückkehrte. Neben Ritschl sind
Dindorf, Ernst Curtius und Tischendorf, bei denen er arbeite
ohne sich von des Letztern maßloser Eitelkeit in paläographisch
Anzapfungen stören zu lassen. Im philologischen Verein re
er: über die letzte Redaktion der Theognidea, die biographisch
Quellen des Suidas, die *πιναχες***) der Aristotelischen Schrift
und den Sängerkrieg auf Euböa. Musik und Theater, die b
geisterten Huldigungen für die Schauspielerin Hedwig Raa
lebendige Teilnahme an Sadowa, die Flucht vor der Chole
warfen auch über diese Zeit ein buntfarbiges Gewand. Hie u
da bricht schon eine Art Auflehnung gegen sittliche Weltanschau
durch. So schreibt er:

Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hag
ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung, und ich erkannte re
wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr a
unsern Sorgen und Bedrängnissen herausflüchten müssen. Was w
mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir d
ewige: du sollst, du sollst nicht. Wie anders der Blitz, d
Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich,
kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt.

Im Anschluß an die Schopenhauersche Schrift von d
scheinbaren Absichtlichkeit des Schicksals rät er, das Schick
absichtlich auszunützen; „denn an und für sich sind Ereigni
leere Hülsen.“

Mitten aus den Arbeiten über Laertius und Demok
ruft ihn seine militärische Pflicht zur Feldartillerie nach Nau
burg. Höchst interessant ist es, zu sehen, wie das unpersönlic

*) Unbehaglichkeit. D H
**) Verzeichnisse. D H

alle Kraft wachrufende Kasernenleben auf den Jünger der
en Geisteswerte wirkt:

Das Leben ist zwar unbequem, aber als Zwischengericht genossen
ingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie des
chen und mundet besonders als ἀντίδοτον gegen die Skepsis.

Er zeichnet sich auf dem Exerzierplatz durch Strammheit
Leistungsfähigkeit aus; aber ein unglücklicher Sprung gegen
Vorderzwiesel des Sattels verhängt über ihn eine gefähr-
Eiterentzündung, die ihn fünf Monate an ein schmerzhaftes
kenlager fesselt. Diese Zeit der einsamen Ruhe brachte
ein Gutes: er ist darin ganz auf sich gestellt, ohne Pro-
ren und Freunde, und zur Einkehr bei sich selbst aufge-
. Nach dieser Zeit kehrt er als Privatgelehrter nach Leipzig
k, um hier den Doktor vorzubereiten. Schopenhauer und
Philologie bleiben die beiden Mittelpunkte seiner Arbeit,
t er aber nicht mehr kritiklos gegenübersteht. Frau Förster
scheidet mit Recht zwei Naturen bei ihrem Bruder: ein
es, poetisches, feinfühlendes, zur Ehrfurcht geneigtes
, und einen scharfen, kritischen, rücksichtslos nach Wahrheit
enden Verstand. Aber die Wärme des Herzens überwog,
das peinliche Zartgefühl gebot ihm deshalb in vielen Fällen
äußerste Zurückhaltung. Ueber seine Stellung zur Zunft-
logie sei hier einiges mitgeteilt:

Um zur Schätzung und Wirkung des Altertums zu kommen, machen
u viel Anstalten, lernen zu viel und denken zu wenig. Was noch
dem die Beschäftigung mit dem Altertum hervorbringt, ist eigent-
nnützes Zeug. Darum weil etwas gewesen ist, darf nichts unter-
werden, sondern weil es besser war als jetzt und also vorbildlich
Also eifrig Gegenwärtiges und Vergangnes vergleichen, aber
mit kalter Miene vergangne tote Dinge ans Licht ziehen! Immer
uns bloß an die Stellung zur Gegenwart. Wer frühere Perioden
Renschheit behandelt, hat immer sein Publikum: denn es ist an-
d, seinen eignen Dickkopf mit dem irgend eines Mikrozephalen zu
ichen. Es wird allmählich Zeit, nicht mehr über den Buchstaben
cken. Das Bestreben der nächsten Philologengeneration muß end-
ein, abzuschließen und das große Vermächtnis der Vergangenheit
reten. Man nähere die Wissenschaft dem Streben der gegenwär-
Menschen, man ziehe, was in der Rumpelkammer steht, nicht wieder
r. Das Wiederkäuen muß aufhören.
Das Prinzip auch der wissenschaftlichen Studien muß Arbeit für
Nächsten sein.

Die Bekanntschaft mit Richard Wagners Person und Werk
gt ihn auch von Otto Jahn ab, über den er schreibt:

Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tann-
rsage und Lohengrinatmosphäre eine verschlossene Welt sind. Mir
t an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, ethische Luft, der
sche Drang, Kreuz, Tod und Gruft....

Die eigentliche Berührung zwischen Wagner und Nietzsche
ct einer spätern Zeit an.
Im Anfang des Jahres 1869 geschah dann das Fabel-
, daß der vierundzwanzigjährige Student auf Empfehlung
hls ohne Dr. und Examen als Extraordinarius nach Basel
en wurde. Die Berufung kam ihm zunächst keineswegs
ommen. Er war so wenig gewillt, aus dem bunten, viel-
ltigen Leben der rezeptiven Jugend jetzt schon in die ent-
ngsvolle Berufsarbeit eines Dozenten überzutreten. Dennoch
gen ihn äußere Umstände und die doch gewiß lebhaft em-
ne Freude über das seltne Vertrauen Ritschls und der
er zur Annahme. Ueber seine Leipziger Abschiedsstimmung
n hier noch zwei Abschnitte stehen.

Ich sollte denken, daß ein Mensch mit vierundzwanzig Jahren das
igste seines Lebens bereits hinter sich hat: mag er auch erst später
age bringen, was sein Leben lebenswert macht. Ungefähr nämlich
diesen Zeitraum faßt die junge Seele aus allen Ereignissen und
rungen, die sie im Leben wie im Denken macht, noch das Typische
s: und aus der Welt dieser Typen wird sie nun und nimmermehr
skommen. Wenn später dieser idealisirende Blick des Auges er-
n ist, stehen wir im Banne einer Welt von Typen, die wir als
Vermächtnis unsrer Jugend überkommen.

Und an einen Freund schreibt er zum Abschied:

Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts.
ter zu sein, ἄνθρωπος ἄμουσος, Herdenmensch — davor behüte
Zeus und alle Musen. Auch wüßte ichs kaum, wie ichs anstellen
es zu werden, da ichs nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin
ar näher gerückt, der Spezies Fachmensch; aber ich bilde mir ein,
Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegengehen zu können
ie meisten Philologen, zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst,
utlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens

und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden, um jemals einen schwächlichen Abfall von der Idee befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuschauer jenen Schopenhauerschen Ernst zu übertragen, der auf der Stirn des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung.

4. Aufsätze 1861 bis 1869

Dem Bande sind noch dreiundzwanzig Aufsätze Nietzsches angefügt, die das Bild, das wir bisher zu gewinnen suchten, vervollständigen, ohne wesentlich Neues zu ergeben. Schon auf der Schule setzt er sich mit philosophischen Problemen (Willensfreiheit und Faktum) aus einander; dem Christentum steht er in Pforta durchaus innig gegenüber; und er geht schon so weit, dessen Grundgedanken auf die rein menschliche Formel zu bringen:

Die Hauptlehren des Christentums sprechen nur die Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus; sie sind Symbole, wie das Höchste immer nur ein Symbol des noch Höhern sein muß. Durch den Glauben selig werden, heißt nichts als die alte Wahrheit, daß nur das Herz, nicht das Wissen glücklich machen kann. Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zur irdischen Welt gebracht; er war das Zeugnis einer Kindheit der Völker.

Die Bonner Zeit hat ihn dann kritischer gemacht, und in Leipzig wendet er sich mit bittern Worten gegen Priesterherrschaft und ihre Identifizirung von Theismus und Moralität. Seine Weltanschauung bleibt dem bewußten Fortschrittsgedanken stark abgeneigt, und je mehr die Kirche sich auf einen solchen beruft, desto mehr scheint diese ihn nach seiner Ansicht aufzuhalten oder unmöglich zu machen. Nach meiner Ansicht sind Christentum und Optimismus Begriffe, die sich ebenso wenig decken wie Christentum und Pessimismus; denn das Vertrauen auf Gottes Gedanken ist doch wohl nicht abhängig von glänzenden Kulturfortschritten. Und ebenso wenig wird ein ernsthafter Mensch an dem Christentum deshalb irre werden, weil es heute doch wohl kaum mehr gute Menschen giebt als im Jahre 1. Jede Religion und jeder Idealismus hat eine enthusiastische und eine resignirte Seite. Und das ist gut; sonst wäre die ganze Bemühung, sich mit religiösen Gedanken zurechtzufinden, langweilig. Im allgemeinen stehen uns jedenfalls die Menschen, die einen Blick in die wirbelnden Untiefen des grausamen Lebens gethan und darüber die leichte Rede für immer vergessen haben, näher als die seichten Berufsoptimisten und Fortschrittskandidaten.

Sehr wertvolle Gedanken über Geschichte und historische Wissenschaft datiren von 1867:

Die Ereignisse, weder die des Einzelnen noch die der Geschichte, haben einen notwendigen Gang, d. h. den Gang einer vernünftigen Notwendigkeit. Es versteht sich, daß alles, was ist, aus Gründen ist, und daß diese Kette nicht abbricht. Diese Notwendigkeit ist nichts Erhabnes, nichts Schönes, nichts Vernünftiges. Z. B. ein Mann, der ein Volk oder eine Familie beglücken kann, fällt unter dem Sturz des Baumes. Hier ist Ursache und Wirkung, aber keine Vernünftigkeit. Den besagten natürlichen Gang der Notwendigkeit zeigen kann kein Historiker. Denn wir können es nicht bei unsern einzelnen Erlebnissen. Einen großen Gang der Notwendigkeit wollen manche zeigen: es ist eine Täuschung. Wir wenden jetzt eine naturwissenschaftliche Methode an, wir erkennen eine Gesetzmäßigkeit, die sich bei Betrachtung des einzelnen Dinges nicht ergeben kann. ... Das Medium, durch das der Historiker sieht, sind seine eignen Vorstellungen (auch die seiner Zeit) und die seiner Quellen. F. C. Baur dagegen glaubt daran, daß der Prozeß, der sich hinter der Geschichte entwickle, sich anschauen lasse, er will nicht nur die zwei Häute der Zeit- und Quellenvorstellungen zerreißen, sondern auch die dicke und undurchdringliche Haut, mit der die Dinge an sich umhüllt sind. Die Dinge an sich sind etwas ganz Unerreichbares. ... Die großen „Ideen," in denen manche glauben, diesen Kampf aufzufassen, sind die abgeschwächten Reflexe großer oder kleiner Ingenien, auf dem verworrnen Meere schwimmend. Sie beherrschen das Meer nicht, aber verschönern oft die Welle für das Auge des Beschauers. Es ist aber gleichgiltig, ob das Licht Mond-, Sonnen- oder Lampenlicht ist: die Welle wird höchstens schwächer oder stärker beleuchtet.

Wir haben Nietzsche durch seine Jugend- und Lehrjahre begleitet. Das eigentliche Drama seines Lebens beginnt jetzt erst. Es war aber nötig, auch dem Werdegange des spätern Antichristen sorgsam nachzugehen, um sich davon zu überzeugen, daß wir es hier nicht mit einem Phantasten und Sonderling, sondern einem hochbeanlagten Gegner zu thun haben, der uns noch ordentlich zu schaffen machen wird.

Paul Schubring

Verschiedenes

(Biologie und Christentum) Auf der Naturforscherversammlung in Lübeck hat Professor Dr. Eduard von Rindfleisch aus Würzburg über Neovitalismus gesprochen und dabei in schroffem Gegensatz zur materialistischen Methode der Selbstbestimmung der Lebewesen das Wort geredet. Ausgehend von dem Weltall, als einem Stoff, der sich selbst bewegt, glaubt der Herr Geheimrat, daß das bewegende Prinzip des Weltganzen sich auch in einzelnen seiner Teile bethätigen muß. Wahrscheinlich — so geben wir nach der Täglichen Rundschau*) einige Gedanken von Rindfleischs wieder — wird die Wissenschaft einstmals die einzelnen Stadien der durch äußere Reizung bewirkten Veränderungen des lebenden Körpers nachweisen, vielleicht gar nach Analogie chemischer Erklärung von Kohlenstoffverbindungen die Beteiligung der einzelnen Atome an diesen Veränderungen aufzeigen können. Damit aber ist keineswegs die Grundfrage des Lebens gelöst. Vergleicht man die Wirkung einer zugeführten Kraft bei lebenden und leblosen Körpern, so läßt sich auffeiten der erstern bis in ihre untersten Erscheinungsformen hinein die Fähigkeit einer eigenartigen Verarbeitung wahrnehmen. Erwärmt man ein Protoplasmaklümpchen, etwa ein farbloses Blutkörperchen vom Froschblut, bis zu einer gewissen Temperatur, so zeigt es an der Oberfläche winzige fußähnliche Auswüchse, vermöge deren es sich nun selbständig auf dem Glas des Mikroskops hin- und herzubewegen beginnt; steigert man die Wärme über eine bestimmte Grenze hinaus, so gestaltet sich der kleine Organismus wieder zur Kugelform, indem er die Füßchen einzieht, bis man die Temperatur wieder auf den frühern Grad herabmindert. Diese eigenmächtige Bewegung und Ruhe erscheint uns der bloß physisch bedingten Ausdehnung des erwärmten leblosen Körpers gegenüber als Selbstbestimmung. Woher diese freie Bethätigung? Das bleibt eine Frage, auch wenn man die Wirkung des äußern Reizes in die einzelnen Atome hinein wird verfolgen können, bis man weiß, was ein Atom ist. Fördernd aber ist es unterdessen, auf die Erscheinungen zu achten, die von Rindfleisch die Errungenschaften des Lebens nennt. Darunter versteht er mit Rücksicht auf das Weltganze als Vorbild und Ziel alles Einzeldaseins die Formen vitaler Selbstbestimmung, bei denen die Einheit von Kraft und Stoff am innigsten erscheint, als deren herrlichste Blüte er das Selbstbewußtsein betrachtet, diese Durchdringung von Vorstellungsstoff und -kraft. Das Selbstbewußtsein adelt die Selbstbestimmung zur Freiheit. — Das Mittel aber, dessen sich die Natur bedient, um ihre Lebewesen auf eine immer höhere Stufe der Selbstbestimmung zu erheben, weist weit hinaus über die Schranke des Individualismus. „Einer für alle und alle für einen" heißt hier die Losung. So greifen die Zellen eines Organismus wechselseitig fördernd in einander und weiterhin die Organismen unter sich. Freiheit und Nächstenliebe also sind die höchsten Lebensäußerungen, die zugleich über jede bloß physische Erklärung des Lebens hinausweisen. Wer dächte da nicht an das Bibelwort, daß Gott den Menschen schuf nach seinem Ebenbild! Diese Lebensauffassung läßt uns die faßlichen Seiten Gottes erkennen und die Herzen erheben zu einem liebenden Vater des Alls.

Also die christliche Gottesvorstellung naturwissenschaftlich beleuchtet, das ist der Weisheit letzter Schluß. Gott sei Dank, man scheint der Geist und Herz tötenden Gottlosigkeit endlich müde zu sein. Auf alle Fälle ein erfreuliches Zeichen der Zeit! H B

Probenummern!

Die vorige Nr. 40 ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt, doch wird auch jede andre Nummer, soweit der Vorrat reicht, gern zu Werbezwecken unentgeltlich abgegeben. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Die drei ersten Quartale werden auf Verlangen für je 2 Mark nachgeliefert. Einzelnummern sind für 20 Pfennige zu haben.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1450. Auch von der Chronik sind Probenummern unentgeltlich in beliebiger Anzahl zu haben.

D V D H

*) Wie wir hören, ist der Vortrag inzwischen in der Deutschen medizinischen Wochenschrift erschienen.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand., pro lic. conc., Hauslehrer gewesen, sucht gleiche Stelle. Näheres durch den Herausgeber dieses Blattes.

Nach langem, schwerem Leiden entschlief gestern abend sanf
in dem Herrn unsre liebe Mutter, die verwitwete Senatorin

Frau Emilie Bornemann,

geb. Abbelohde.

Magdeburg, den 2. Okt. 1895 Im Namen der Hinterbliebene
Prof. D. W. Bornemann

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog XXVI

Theologie und Verwandtes

Seltene und schöne Sachen

Auf Verlangen kostenfrei.

Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W. 9, Linkstr. 4

Reformationsbüchlein

6. verbesserte Aufl. reich illustrirt. Preis 10 Pf.; 25 Ex. Mk. 2.25; 50 Ex. Mk. 4.—; 100 Ex. Mk. 7.—; 500 Ex. Mk. 30.— (Porto extra).

Das Schriftchen, welches in volkstümlicher Form für das Recht und die Wahrheit der Reformation eintritt, verdient massenweise verbreitet zu werden. Das „Reformationsbüchlein" ist nicht für Gelehrte, sondern für jedermann geschrieben, und bitte ich um gefl. beste Verbreitung desselben durch Partiebestellung.

Barmen **Hugo Klein**
(Inhaber: Julius Pertz).

Die Freude der Hausfrau!

Ich versende als Spe-
cialität meine

Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.
80 cm breit für 14 M.

meine

Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.
82 cm breit für 17 M.
das Schock 33⅓ Meter
bis zu den feinst. Qual.

Spec. Musterbuch von sämmtlichen Leinen-Artikeln, wie Bettzuchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc. etc. franco

J. GRUBER, Ober-Glogau i. Sch

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst

Gesammelte Aufsätze

von

Julius Meyer

Brosch. 5 Mk., in Halbfr. 7,50 Mk.

Pianinos, Harmoniums

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste soiner Art, gratis u. frei.

Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus:

Thorwaldsen, Segnender Christus

In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe	100	75	56	48	35 cm	Verpackung:
Preis	36.—	20.—	10.—	7.50	3.— Mk.	8.—, 4.75, 1.50, 1.25 u. 1 Mk.

Für tadellose Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche ich um.

Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W. 9, Linkstr.

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall ge werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. 3175, für 1 Mk. viert jährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 41: Der Mittelweg — Wochenschau — Zur Frauenfrage Normalarbeitstag — Uns Handlungsgehilfen das volle Biergesp der „Hilfe"! Eine Entgegnung — Wer war Jesus von Nazare Dreizehnter Brief — Eine Dorfdichterin — Die goldne Feder. Fo setzung — Allerlei: Aus Württemberg — Diskussionsstunde — Bri kasten — Anzeigen

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin**

Soeben erschien die 2. vermehrte Auflage von:

Wellhausen, J., Israelitische und Jüdische Geschichte. Preis M. 9.—

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig